Paed.pr.
3392
1/2

Paed. 334 m
Paed. Pr. Schwäbl
3392 - 1/2

<36612559180016

<36612559180016

Ba... Staatsbibliothek

Kurze und lehrreiche

Parabeln.

Ein Lesebuch

für

die liebe Jugend.

Von

Fr. Xaver Schwäbl,

Pfarrer in Oberviebach.

Erste und zweyte Abtheilung.

München.

Bey Jakob Giel. 1813.

(Dienersgasse No. 156.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ihren königlichen Hoheiten

Elisabethe Ludovike

und

Amalie Auguste

durchlauchtigsten Prinzeßinnen

von Baiern

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

von dem

Verfasser.

Innhalt
der ersten Abtheilung.

	Seite
1. Die aufgehende Sonne.	1
2. An Gottes Segen ist Alles gelegen.	3
3. Das Farben-Spiel.	4
4. Die göttliche Schule.	6
5. Das Vergißmeinnicht.	8
6. Die Laube.	10
7. Die Blumen-Beetlein.	12
8. Kain und Abel.	14
9. Der Feyerabend.	15
10. Der köstliche Wein.	17
11. Der Maybaum.	19
12. Der Bienenstich.	20
13. Der Epheu.	22
14. Das menschliche Leben.	23
15. Die Bäumchen.	25
16. Die untergehende Sonne.	28
17. Die Korn-Aehren.	29
18. Das Splitterchen.	31
19. Die Blumenwahl.	32
20. Das Samenkorn.	34
21. Die Veilchen.	36
22. Das hochzeitliche Kleid.	37
23. Der Berg.	38
24. Die Hammerschläge.	41
25. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.	42

Inhalt
der zweyten Abtheilung.

	Seite
1. Der Strom.	46
2. Der Zeisig.	47
3. Das Licht der Nacht.	49
4. Der Sturm.	51
5. Die wüste Gegend.	53
6. Das Weizenfeld.	55
7. Der Rosmarin und der Lorberbaum.	57
8. Das Adler-Nest.	59
9. Das gläserne Schüsselchen.	61
10. Die Weide.	62
11. Die Fliege.	64
12. Die Rosen-Knospen.	65
13. Das Fischangeln.	68
14. Die Lerche.	70
15. Die Pfütze und das Bächlein.	72
16. Die Rose.	74
17. Blüthe und Frucht.	76
18. Das Steinwerfen.	77
19. Nichts und Alles.	79
20. Der kleine Ritter.	81
21. Der Mond.	83
22. Mensch und Thier.	84
23. Das abgerissene Zweig.	87
24. Das Kreuz.	89
25. Die verpflanzte Blume.	93

I. Abtheilung.

1. Die aufgehende Sonne.

Ein weiser Lehrer wandelte an einem schönen Frühlings-Morgen hinaus auf das Feld. Seine zwey Söhne folgten ihm nach. Es gieng eben die Sonne auf. Ein lieblicher Schimmer ergoß sich über das Thal hin, die Gipfel der Berge erglänzten im Morgenroth, und die Vögel stimmten ihr munteres Lied an, den jungen Tag zu begrüßen. Da erhob der Vater sein Haupt andächtig gegen Himmel, und sprach mit bewegtem Gemüthe: „Seht, meine Söhne, dort steigt sie herauf die herrliche Sonne! Licht, Wärme und Leben strömet in ewiger Fülle aus ihr, auf daß die Blumen und Früchte der Erde gedeihen, und das Herz des Menschen sich freue; denn sie wandelt einher — Freude und Segen verbreitend."

Die Sonne, lieben Kinder, sey uns ein Bild unsers irdischen Wandels! Was sie der Welt ist, das soll jeder Mensch seyn an der Stelle, dahin Gottes Hand ihn gesetzt hat. „Erfreuen und segnen wie Gott, und im Namen Gottes" — das ist

der Sonne himmlisches Tagewerk. Und „Wohlthun und Segen verbreiten, wie der Vater im Himmel, und im Namen des himmlischen Vaters.“ Dies ist auch der hohe Beruf des Menschen auf Erde. Die Sonne sendet den wohlthätigen Strahl über Gute und Böse, über die Hütte des Bettlers, wie über des Königs Pallast, und sie spiegelt sich im Thautröpflein nicht minder, als in dem unermeßlichen Weltmeer.

Also sey auch das Herz des Menschen beschaffen. Er soll Gutes erweisen den Freunden und Feinden, soll ehren und lieben die Kleinen und Armen nicht minder, als die Großen und Reichen; denn sie sind alle Kinder des nämlichen Vaters im Himmel.

Die Sonne endlich vollbringet ihr Tagwerk, von Aufgang bis Niedergang, ohne jemal müde oder überdrüssig zu werden; denn sie betritt ihre Laufbahn mit freudigem Antlitz.

Und also verhalte es sich auch mit der Liebe des Menschen. Er verbittere niemal die Wohlthat durch harte Worte, welche der Seele des Leidenden wehe thun; sondern er wirke das Gute ohne Verdruß und mit freudigem Antlitz; denn Gott liebt den fröhlichen Geber vor allen.

Nachdem der weise Lehrer also geredet hatte, sah er die Knaben freundlich an und schwieg. Die Söhne aber sprachen einstimmig: „Vater! wir wollen deiner Lehre gedenken, und liebreich wandeln auf Erde, gleichwie die Sonne wandelt am Himmel.“

2. An Gottes Segen ist alles gelegen.

Es herrschte eine anhaltende Tröckne im Lande, und die drückende Hitze lastete schwer auf den Arbeitern des Feldes, und auf dem ermatteten Wandersmann. Der Himmel schien wie verschlossen; denn mehrere Wochen hatte es nicht mehr geregnet, und am Morgen war auf den Blüthen und Blättern kein Thautröpflein zu sehen. Die ausgedorrte Erde hatte sich in weiten Klüften gespaltet, und lechzte nach Regen, und das Fruchtfeld schien zu verschmachten.

Da giengen die Kinder Erdmanns, des wackern Pflegers von Buchheim, jeden Abend hinaus in das Gärtchen, wo sie mit eigener Hand die schönsten Blumen erzogen, und jedes trug ein Spritzkrüglein, mit Wasser gefüllet, am Arme, und sie begossen die Blumen mit emsigen Fleiße; aber leider! es wollte nicht helfen; denn schnelle hatten die brennenden Sonnenstrahlen die wenigen Säfte wieder aus den begossenen Beetlein gesogen, und so hiengen die Blätter matt und verwelket herunter, und die Blumen schienen zu sterben, und die Kinder sahen traurig zu den erblassenden Pflänzchen hernieder.

Aber in einer Nacht fiel ergiebiger Regen, welcher das schmachtende Erdreich tränkte, und die Fluren und Garten-Gewächse erfrischte.

Itzt fanden die Kinder ihre Beetchen in neuer Schönheit: denn die halb erstorbenen Blümchen waren erstanden, nnd streueten wieder erquickenden Duft um sich her. Da hüpften die Kinder lustig im Garten, und freueten sich der lieblichen neuen Gestalten.

„Sieh nur, mein Vater, sprach Eduard der ältere Sohn, wir haben die Blumenpflänzlein so oft

und so emsig begossen, und dennoch — wären sie alle verdorben ohne den wohlthätigen Regen!" Ja wohl antwortete der Vater; denn es spritzet der Gärtner umsonst, wenn der Himmel das Beet nicht begießet. Und wie es euch bey dem Erziehen der Blumen ergeht, also wird es euch ergehen bey jeglichem Werke, das ihr beginnet.

Wenn nicht all euer Thun und Lassen der Segen von oben begleitet, so werdet ihr, mit aller Anstrengung und Kunst, dennoch nichts zu Stande bringen; denn „ohne Hilfe des göttlichen Segens ist jegliche Mühe vergebens."

„Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten die Bauleute umsonst."

„Und wenn der Herr die Stadt nicht behütet, so wachen die Wächter vergebens," setzte die verständige Mutter hinzu.

Darum lieben Kinder, so endete jetzo der Vater, laßet es euch für euer ganzes Leben gesagt seyn:" Thut ihr nur immer mit Treue, was eure Kräfte vermögen, und dann fleht um den Segen des Himmels. Dieser wird reichlich hinzuthun, was eurer Schwäche gebricht.

3. Das Farben-Spiel.

Ein gottesfürchtiger Vater hatte vier gute, liebenswürdige Kinder, die da waren der Trost und die Freude seines Alters.

Wenn er des Abends, von der Last und Hitze des Tages ermüdet, nach Hause kam, sprangen sie ihm freudig entgegen, wischten ihm den Schweiß von der Stirne, und erzählten ihm dann mit wettei-

fernder Liebe, was sie den Tag hindurch nützliches lernten, oder unterhaltendes trieben, und der zärtliche Vater ergötzte sich herzlich an ihren unschuldigen Spielen und sinnreichen Einfällen.

„Vater! wir haben heute das Farben - Spiel gemacht, sprachen sie, als sie ihn eines Tages in der Gartenlaube erwartet, und neben ihm sich im Grase niedergesetzt hatten.

Nun — und was habt ihr euch denn für Farben gewählet? fragte der Vater.

Ich habe mir, sprach Albert der ältere Bruder, die rothe gewählet; denn roth ist die Farbe der Liebe.

Wohl mein Sohn, sagte darauf der Vater; und hätten die Menschen überall Liebe genug, es würde die Welt zum Paradiese; denn es gebricht dieser Erde nicht an Schönheit und Pracht, sondern nur an Einfalt und Liebe ihrer Bewohner, um ein Paradies zu seyn.

Und ich, sagte Wilhelm, ich habe mir die blaue gewählt; denn blau, wie der helle wolkenlose Himmel ist die Farbe der Heiterkeit. Schön, lieber Wilhelm, erwiederte der Vater; denn es ist uns doch niemand angenehmer und werther, als ein Mensch mit heiterer Seele.

Ich habe mir, sprach jetzt Hannchen, die zärtliche Schwester, die grüne gewählet; denn grün bekleidet der Vater im Himmel den reichen Segen des Feldes.

Gut meine Tochter, antwortete der Vater; auch ist ja grün die Farbe der Hoffnung, und wie unglücklich wäre der Mensch ohne Hoffnung?

Und ich, sprach endlich Fritzchen, das jüngste liebvolle Söhnlein, ich habe die weiße gewählet; denn weiß ist die Farbe der Unschuld; und die Zierde der Jugend — sind Unschuld und Tugend.

Ihr habt, lieben Kinder, so endete jetzo der Vater, alle vortrefflich gewählet. Doch gebe ich Fritzchens Wahl vor jeder andern den Vorzug. Denn weiß ist der Grund zu den übrigen Farben, und Unschuld die Quelle jeder Tugend und Freude. Darum bewahret ihr nur die Unschuld des Herzens, dann wird es euch an Liebe und Hoffnung und Heiterkeit niemal gebrechen Denn immer lächelt dem schuldlosen Menschen die süßeste Hoffnung, und aus seinem Auge glänzt ihm der heitere Sinn, und die göttliche Liebe.

4. Die göttliche Schule.

Es war einmal ein weiser Vater; der hatte einen Sohn, welchen er liebte von ganzem Herzen. Der Jüngling genoß alles, wornach seine Seele verlangte; denn der Vater war mächtig, ihm fröhliche Tage zu schaffen, und er liebte ihn, und dachte: Mein Sohn wird mir die Liebe des Herzens, womit ich ihm so viel Gutes erzeige, mit Gegenliebe erwiedern!"

Aber der leichtsinnige Sohn vergaß in den fröhlichen Tagen nur zu bald seines Vaters, verliebte sich in die Lust und in die Thorheiten, die sich ihm darboten außer dem Hause des Vaters, und so ward sein Sinn weichlich, und sein Herz beflecket. Da floh er das Antlitz des gütigen Vaters, und suchte seinen liebsten Aufenthalt bey heillosem Gesindel.

Darüber ward nun der Vater betrübt in seinem bekümmerten Herzen, und sprach mit Thränen im Auge: „Mich jammert des ungerathenen Sohnes; denn ist er gleich böse geworden, so liebe ich ihn dennoch, und kann es aus Liebe nicht zugeben, daß er verloren gehe; denn es ist mein Kind.

So wehe es mir thut, so will ich mich nun anstellen, als hätte ich mein Vaterherz vor ihm verschlossen. Denn hat ihn die Liebe von mir entfernet, so wird ihn die Härte vielleicht mir wieder zurückbringen."

Er trieb also den Sohn hinaus in die Fremde, damit er Hunger und Noth erführe.

Als nun der Jüngling längere Zeit von dem väterlichen Hause entfernt war, und Hunger gelitten, und mancherley Elend ausgestanden hatte, da empfand er peinliches Heimwehe in seinem Gemüthe, und weinte bitterlich, und er sehnte sich so sehr, das Antlitz des beleidigten Vaters wieder zu sehen, daß sein Gesicht mager und blaß wurde.

Er machte sich also auf, und kehrte wieder zur Heimat zurück, warf sich dem Vater zu Füßen und sprach: „Ach mein Vater! verzeih mir die Sünde, welche ich an dir begieng, da ich so große Liebe mit Undank vergalt. Ich will von jetzt an dich nur allein lieben, und, dir gehorchend, dein Trost und deine Freude seyn. Möchtest du mich nur wieder dein liebes Kind nennen! !"

Der Vater konnte nicht antworten vor Rührung des Herzens. Freudenzäher vergießend — schloß er den Sohn in seine Arme, und liebkosete ihn lange, und ließ ihn wieder wie vorher seinen innigstgeliebten Sohn seyn.

Dieser Vater, meine Lieben, ist Gott; sein Sohn aber ist jeglicher Mensch. Kann Gott den Menschen nicht durch Güte und Liebe bewegen, daß er sein Heil suche; so führet er ihn in die Schule der Leiden, damit Er ihn hier für den Himmel erziehe.

5. Das Vergißmeinnicht.

Katharina wurde von ihrer Mutter sehr geliebt; denn sie war ihr in allen Stücken gehorsam, und suchte ihr eine Freude zu machen, wie und so oft sie nur konnte. Da saßen sie eines Abends neben einander an einem Hügel, der sich hinter ihrem Hause erhob. Am Fuße des Hügels floß ein klares Bächlein vorüber, dessen Rand links und rechts mit den schönsten Blumen besetzt war. Das Mädchen hüpfte hinab zu dem Bächlein, sammelte einen Strauß Vergißmeinnicht, lief damit eilig zur Mutter zurück, fiel ihr um den Hals, und sprach mit zarter Empfindung: „Vergiß mein nicht, liebste beßte Mutter vergiß mein nicht!"

Wie könnte ich deiner vergessen! sprach die gerührte Mutter, denn ich liebe dich ja von Herzen, und werde dich immerhin lieben, wenn du gut und gehorsam bleibst, wie bisher.

Dies will ich, liebe Mutter, ja dies will ich mein Leben lang, sprach Katharina, und küßte der Mutter die Hand.

Wenn dich nun, sprach über eine Weile die sinnreiche Mutter, diese Blümchen so natürlich an die Bitte erinnern, daß ich deiner nicht vergessen soll: um wie viel mehr, meine Tochter, sollen sie dich erinnern, des besten Vaters im Himmel nicht

zu vergessen; welcher die Blumen des Feldes so lieblich bekleidet! Und nicht nur diese Blümchen, liebes Kind, sondern was du erblickest: hier das schöne Wiesenthal, und die Biene, die da emsig herumschwärmt, um Honig zu sammeln; dort das fruchtbare Saatfeld mit seinen vollen Aehren, und der bunte Schmetterling, der darauf herumflattert, alles, das Größte wie das Kleinste, alles hat der liebe Gott so schön gemacht zum Nutzen und zur Freude des Menschen, und auf jedem Werke der Schöpfung steht es gleichsam von Gottes Finger geschrieben: „O Mensch, vergiß mein nicht!"

O des lieben, guten Gottes! sprach Katharina mit bewegtem Gemüthe.

Nicht nur aber die Geschöpfe in der Natur, liebe Tochter, fuhr die Mutter fort, sondern auch alle Schicksale, die wir erfahren, sind ein Werk Gottes, auf das wir Seiner gedenken. Alle Leiden und Freuden sind „ein Vergißmeinnicht aus der Hand des himmlischen Vaters;" denn er schicket uns beyde, damit wir uns Seiner erinnern, und nimmer ablassen sollen, seine treuen Kinder zu seyn, gleichwie Er unser treue Vater ist.

Mögest du, liebes Kind, bey allem, was du in Zukunft Schönes erblickest, und bey allem, was dir begegnet, Auge und Herz gegen Himmel erheben, und des lieben Gottes nimmer vergessen, sondern stets vor seinen Augen wandeln!!

Ja liebste Mutter, sprach Katharina mit gerührter Seele, nie will ich des lieben Gottes vergessen, und stets vor seinen Augen wandeln. Nicht wahr Mutter, dann wird der liebe Gott auch meiner nicht vergessen, und es mir wohl gehen lassen?

Thu das Erste beständig, versetzte die Mutter, so kannst du das zweyte sicherlich hoffen. Und so oft du wieder ein Vergißmeinnicht pflückest, denke in deinem Gemüthe:

In diesem Blümlein — zart und fein,
In jedem Werke — groß und klein,
In Freud und Leid, in Wohl und Wehe,
Wo ich geh' und wo ich stehe,
Lebt mein Gott, der zu mir spricht:
„Liebes Kind, vergiß mein nicht!"

6. Die Laube.

Melchior hatte sich, neben dem Garten seines Vaters, mit eigenen Händen eine Sommerlaube, und darinn einen Sitz von frischen grünen Rasenstücken erbauet. Hier war nun sein liebster Aufenthalt; denn jede freye Viertelstunde wandelte er nach seinem neuen Gebäude, und betrachtete mit Vergnügen das wohlgelungene Werk seines Fleißes. Als er aber eines Morgens hinaus gieng, siehe da war seine Laube zerstöret, und die schöne Rasenbanck lag in Trümmern zerstreut auseinander. Melchior weinte die hellen Thränen vor Schmerz und Aerger. Ein Nachbarsmann, der eben auch in seinem Garten war, hörte ihn weinen, und sprach mitleidig: „Armer Melchior! ich kam gestern eben dazu, als ein Bube dein Häuschen dir einriß. Er lief eilig davon, als ich auf ihn zugeschrieen hatte; aber dein Bau war schon vernichtet. Jener Hirtenknabe dort, der auf der großen Wiese die Schafe hütet, hat es gethan."
Kaum hatte Melchior dieses vernommen, so eilte er zornig hinab gegen die Wiese.

„Wart, du muthwilliger Bube, dachte er, du sollst mir meine Freude nicht unbestraft verderbt haben!“ Denn er hatte beschlossen, den Hirtenknaben empfindlich zu schlagen. Als er aber zu einem Bächlein kam, und über den Steg gieng, da erwachte die Stimme des Gewissens in ihm; denn er war ein frommes, wohlerzogenes Kind.

Er blieb stehen am Bächlein, welches sich sanft durch das Wiesenthal schlängelte, und an dem Ufer standen etliche Lämmer, die da weideten im Blumengrase, und tranken aus dem Bächlein. Dieser Anblick gieng dem gutmüthigen Melchior durch die Seele, und er dachte bey sich selber: „Siehe, das Bächlein fließet so ruhig und stille dahin, und die Lämlein weiden so friedsam und einträchtiglich neben einander: und ich, ein Mensch und das Ebenbild Gottes, bin voll Unruhe, und voll feindseliger Gedanken in meinem Gemüthe!“ „Nein, nein, sprach er, ich will den Knaben nicht schlagen; ich will ihm nicht Böses mit Bösem vergelten; denn es ist ja doch nichts schöner und edler, als, verzeihen und lieben. Ja, ich habe ihm verziehen; du lieber Gott im Himmel, verzeih ihm auch du!“

Nachdem er also gesprochen hatte, hüpfte er munter zurück, und fieng in Gottes Namen an, Laube und Rasenbank von neuem zu bauen. In drey Tagen war er damit fertig, und er sah nun sein erneuertes Werk mit noch viel größerer Lust an, als vorher; denn ein jeder Anblick erinnerte ihn der schönen That seines Herzens, und die Stimme seines Gewissens sagte ihm: „Freue dich; denn du hast edel gehandelt!“

Liebe Jugend, die du dies liesest! Auch du wirst der schönen That Melchiors deinen Beyfall geben. Laß es aber nicht dabey bewenden; sondern geh hin, und thue deßgleichen!

7. Die Blumen-Beetlein.

Jakob und Gertraud, zwey liebe Geschwister, hatten eine große Freude mit den Blumen. Daher baten sie den Vater, er möchte ihnen ein Blumenbeet geben. Und der Vater gab jedem ein Beetchen im Garten, und die Kinder streueten allerley Blumen-Saamen hinein, und begossen die liebe Aussaat mit sorgsamen Fleiße. Sie blieben oft Stunden lange dabey stehen, und harreten mit ungeduldigem Verlangen, ob sie denn nicht sehen möchten, wie die Saamenkörnlein aus dem dunkeln Schooße der Erde hervorkeimen. Aber sie hatten mehrere Tage gewartet, und es war noch nichts aufgegangen.

Da fiengen die Kinder an zu trauern und sagten: „Ach! wir haben die Beetlein vergebens besäet und begossen; denn wir bekommen ja doch keine Blumen!“

Als sie aber eines Morgens mit dem Vater hinaus giengen, um nachzusehen, da hatte sich die Erde endlich gehoben, und die zarten Blumen-Pflänzchen waren erstanden, und jedes war mit einem Thautröpflein, gleich einer Krone, geschmückt. Da freuten sich die Kinder über die Maßen, hüpften munter umher, und riefen: „Ey sieh doch, liebster Vater, sieh nur die Herrlichkeit alle auf einmal! O wir haben schon lange geharret, und hätten so gerne gesehen, wie das zugeht, wenn die Keime

aus der Erde hervortreiben, und nun — stehen sie da, und wir haben nichts davon gesehen."

Und darauf antwortete der Vater: Allzeit meine Kinder, waltet die Hand Gottes auf diese eigene Weise. Er bringet die zarten Keime und Blüthen, und jede erfreuliche Gabe — ungesehen — hervor, und verbirgt sorgsam die Hand, womit er sie schaffet und darreicht.

Gottes Güte in der Natur ist wie eine liebende Mutter. Wenn alles im Hause schon schläft, wacht sie allein noch, und bereitet den Kindlein mancherley Schönes und Gutes — stille und heimlich. Wenn dann die Kindlein am Morgen erwachen, so stehen die Gaben vor ihnen, und sie freuen sich ihrer, hüpfen herum und genießen, und die liebende Mutter lächelt ob den Freuden der Kinder.

Also, meine Kinder, sey auch eure Liebe gegen die Menschen beschaffen. Gutes zu wirken sey eure Freude. Aber wirket es — stille und heimlich, wie Gottes Güte in der Natur.

Wer die edle That mit Trompeten- und Paucken-Schall ankündet, wie einst die Phärisäer, dessen Liebeswerk hat seinen Werth vor Gott und den Menschen verloren.

Nur eine Gabe — im Stillen gereicht — ist kostbar im Angesichte des Himmels, und wahrhaft erquickend für den, der sie empfängt. Denn — was wohlthut in der Wohlthat — ist nicht so fast die Gabe, als vielmehr die Liebe des Gebers, welche zu schweigen, und die wohlthätige Hand zu verbergen versteht.

8. Kain und Abel.

Ein frommer Vater hatte einen liebenswürdigen Sohn, mit Namen Ferdinand. Diesem gab er einmal zum Weihnachtgeschenke ein liebliches Bild, welches eingefaßt war mit einer zierlichen Rahme, und in einem Glase verschlossen. Das Bild aber stellte vor das erste Opfer des Kains und des Abels.

Kain kniete vor dem Altare, darauf das Opfer brannte, und sein Angesicht war eingefallen und bleich, und er schlug es trübsinnig nieder zur Erde, und getraute sich nicht, sein wildes Auge gegen Himmel zu heben.

Auch der fromme Abel kniete da vor dem Altare und dem brennenden Opfer. Mit gefaltenen Händen erhob er sein Antlitz froh und freudig zum Himmel, und aus seinem großen, hellen Auge leuchtete in mildem Glanze hervor die Unschuld seines Herzens.

Ferdinand hatte eine unaussprechliche Freude an dem kostbaren Geschenke, und er küßte mit Ehrfurcht den frommen Abel im Bilde. Aber, mein lieber Vater, fragte der Knabe, nachdem er das Bildniß aufmerksamer betrachtet hatte, warum steiget denn nicht auch der Rauch von dem Opfer des Kains gegen den Himmel hinauf, gleichwie von dem Opfer des Abels?

Mein liebes Kind! antwortete der Vater, dadurch wird angedeutet, daß das Opfer des Kains vor Gottes Augen mißfällig war; denn Gott sieht nicht die Gabe an, sondern das Herz des Menschen. Kain aber war böse, und sein Herz war nicht mit Gott; denn es war mit den Sünden der Erde beflecket, und deßwegen senket sich auch der

Rauch seines Opfers hernieder, und schleicht auf der Erde dahin. Das Opfer des Abels dagegen sah Gott gnädiglich an; denn er war fromm und unschuldig, und hatte sein Herz in dem Himmel. Deßwegen steiget der Rauch seines Opfers auch schnurgerade empor zu den Wolken des Himmels?

Eben also, mein Sohn, wie mit dem Opfer der ersten Brüder, verhält es sich auch mit dem Gebethe des Menschen. Der liebe Gott nämlich sieht nicht auf des Betenden Worte, sondern nur auf sein Herz.

Wer immer betet, dabey aber sein Herz wegwendet von Gott, und es hängt an die Thorheit und Lust dieser Erde, dessen Gebeth sind leere Worte, und ein solches vermag nicht, gegen Himmel zu steigen, und Erhörung zu finden.

Wer aber mit dem Gebethe zugleich sein Herz von der Erde zum Himmel erhebet, und die Worte bekräftiget durch einen himmlischen Wandel, dessen Gebeth durchdringet die Wolken, und die heiligen Engel tragen es hin zu dem Throne Gottes, auf daß dem frommen Beter gegeben werde nach seinem Begehren.

9. Der Feyerabend.

Gotthold, ein frommer Vater, gieng an einem Sonnabende hinaus in das benachbarte Feld, und neben ihm wandelte Philipp, sein Sohn. Es war eben die Zeit der Ernte, und die Arbeiter des Feldes hatten die sechs langen Wochentage viel ausgestanden von der brennenden Hitze, und manch sauern Schweiß-Tropfen vergossen. Da erscholl nun

auf einmal die Feyerabend-Glocke vom Kirchthurm des Dörfleins.

Mancher Schnitter warf eilig die Sichel von dannen, schwang seinen Hut in die Höhe und jauchzte vor Freuden. Andere aber lagerten sich auf das weiche Gras der Feld-Rancken hin, wischten den Schweiß von der Stirne, sahen mit erfreutem Gemüthe zum Himmel, und dankten dem lieben Gott, daß er ihnen Kraft und Gesundheit zur Arbeit, und nun — den ersehnten Feyerabend bescheret habe.

Siehst du, mein Sohn, sprach jetzt Gotthold mit gerührtem Herzen, wie sich der müde Taglöhner freut des Geläutes, welches ihm die Feyerstunde verkündet; denn süß schmeckt ihm, nach geschehener Arbeit, die Ruhe, und wenn er heim kömmt, empfängt ihn der Hausvater voll Liebe, und zahlt ihm mit freundlichem Antlitz den Tageslohn aus.

Was meynst du nun aber, liebes Kind, wird wohl auch der Müßiggänger sich des Feyer-Abends so herzlich erfreuen können, wie der treue, ermüdete Arbeiter?

Ach nein, liebster Vater, antwortete Philipp; der wird nun trübsinnig niederblicken zur Erde und seufzen; denn er hat weder Freude noch Lohn, sondern dafür Unruhe und Vorwürfe zu erwarten.

Ja wohl mein Kind, sprach der Vater, und du siehest hierin aller Menschen ewiges Schicksal vorgebildet; denn es ist das Leben einem langen Arbeitstag zu vergleichen, und wir sind insgesammt Knechte des Einen Herrn unser aller im Himmel, und es ist jeder gestellt an sein Tagwerk. Einst schlägt

die Stunde, da der heiligen Engel Posaunenschall allem Fleische den großen Feyerabend ankündet, und alles, was Mensch heißt, hinruft zu dem Thron der Vergeltung.

Welche namenlose Freude dann für den guten, treubefundenen Arbeiter! denn es harret seiner die erfreuliche Stimme: „Wohl dir du Getreuer! empfange nun für deine Mühe und Kämpfe den Tageslohn der Ewigkeit:“ Geh ein in die Freude deines Herrn.

Dagegen wird jene große Feyerstunde den Treulosen mit Angst und Schrecken erfüllen; denn es erwartet ihn der furchtbare Ausspruch: „Dem ungetreuen Knechte aber bindet Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Jammer und Klaggeschrey ist.“

Ach lieber Vater! erwiederte hierauf mit bewegter Seele der Jüngling, mich schaudert's ob dem Schicksale des Unglücklichen. Mein Gott! ich will ein treuer Knecht werden; ja, liebster Vater, dies will ich.

Da ergriff der Vater die Hand des Knaben, und sprach mit erfreutem Gemüthe: „Gott segne deine schönen Vorsätze, mein Sohn, auf daß du sie in That verwandelst.“

10. Der köstliche Wein.

Die Kinder Wendelins, eines gottesfürchtigen Landmanns, kamen eines Tages mit fröhlichem Gemüthe von dem heiligen Gottesdienste zurück; denn sie waren fromm, und horchten mit Freuden auf das göttliche Wort.

Nachdem sie zu Hause angekommen waren, sprach Isidor, der ältere Sohn: „O mein Vater! der Herr Pfarrer hat heute wieder so schön gepredi-get, daß es mir recht durch die Seele gieng; o es ist mir nun wieder so wohl in meinem Herzen, und noch einmal so gerne will ich wieder gehorsam seyn, und thun, was dem lieben Gott wohlgefällt."

Darauf sagte Gertraud, seine älteste Schwester: „Wie ist es doch möglich, liebster Vater, daß die bösen Menschen Gottes Wort anhören, und sich doch nicht bessern? Ich meyne, nach solch einer Predigt sollten sie in sich gehen, und nimmer mehr Böses thun können!"

Ihr habet wohl Recht, meine Kinder, erwie-derte der Vater Man sollte ja freylich meynen, auch die schlimsten Leute müßten von der Schönheit und Kraft des göttlichen Wortes ergriffen werden, daß sie an ihr Herz schlügen und umkehrten; aber es ist leider nicht also. Denn sehet, meine Lieben, es verhält sich mit dem Worte Gottes wie mit einem kostbaren Weine.

Wenn dieser gegossen wird in ein reines Ge-schirr, so funkelt er nur desto schöner, und er ist das kräftigste Labsal, alle Glieder des Leibes zu stärken. Wird aber der köstlichste Wein geschüttet in ein unreines Gefäß, so muß er versäuern, und darin allmälig verderben. Also auch, meine Kin-der, ergeht es dem göttlichen Worte in dem Her-zen der Menschen. Ist das Herz unrein und mit Sünden beflecket, so gehet die Kraft des göttlichen Wortes darin gewöhnlich verloren, und es vermag nicht, den tiefgesunkenen zu ermuntern oder zu trö-

sten. Ist aber das Herz des Menschen unschuldig und rein, so offenbart sich an ihm das heilige Wort als Gottes Kraft, und als das köstlichste Labsal des Himmels, welches da stärket die Seele zum ewigen Leben.

Damit also, lieben Kinder, das göttliche Wort euch jederzeit freundlich und trostreich erscheine, so bleibet stets fromm, und bewahret die Unschuld des Herzens!

Ja, das wollen wir, liebster Vater, riefen die Kinder einhellig, das wollen wir; denn es giebt doch keine edlere Freude, als die wir heute empfunden haben bey Anhörung des göttlichen Wortes.

11. Der Maybaum.

Die Jünglinge eines Dorfes setzten einst einen Maybaum. Die schönste Birke in dem nahen Walde ward hiezu erwählet, und aufgestellt in der Mitte des Dorfes. Der Baum ragte über alle Häuser empor, und ward mit buntfärbigen Bändern von Seide, und mit Flittergold und allerley Glöcklein verzieret. Das Gold aber und die Bänder rauschten im Winde, und lieblich erklangen die Glöcklein.

Die Jugend des Dorfes stand in Reihen, und hüpfte herum, und freute sich sehr des schön verziereten Baumes.

Nachdem aber der Mayenbaum acht Tage lang in der Sonnenhitze gestanden hatte, da verschwand seine Schönheit auf einmal. Sein grünes Laub war verdorret und abgefallen, und die dürren Aeste hiengen matt und erstorben herab.

Da kam Gottlieb, des Schullehrers kleiner

Sohn, niedergeschlagen nach Hause, und sprach also zum Vater: „Ach, woher mag es doch kommen, daß der vorhin so zierliche Baum nun auf einmal so häßlich und so entstellt ist? Ist es doch Schade um das Gold und die Bänder und Glöcklein an dem dürren, ausgetrockneten Holze!

Sieh, lieber Sohn, antwortete darauf der Vater, weil der Baum von seinen Wurzeln getrennt ist, so kann er nicht mehr an sich ziehen die Säfte der Erde, noch auch den Thau und den Regen des Himmels, und jeder Sonnenstrahl, der sonst so wohlthätig für ihn war, beschleuniget itzt sein Verderben.

Und also mein Kind, ergeht es auch jeglichem Menschen, der seinen Gott aus dem Herzen verlieret. Denn Gott ist die alleinige Wurzel, an welcher wir, und welche an uns bleiben muß, woferne unser Leben schön dahin fließen, und Himmel und Erde wohlgefällig seyn soll; denn wir vermögen ohne Gott weder das Wollen, noch das Vollbringen des Guten. Hat sich aber der Mensch durch einen ungöttlichen Wandel geschieden von Gott, so ist er auch reif zum Verderben, und er hat — als ein Gottloser Schönheit und Menschenwürde verloren, sollte er auch mit Gold und Seide geschmückt seyn, und die Rede seines Mundes klingen, wie lieblicher Glöcklein Ton.

12. Der Bienenstich.

Wilhelm hatte öfter Umgang gepflogen mit einem bösen Mitschüler. Die besorgten Eltern hatten ihm dieses mehrmal verwiesen, aber vergebens. Itzt

verbot ihm der weise Vater die verderbliche Gesellschaft mit der ernstlichen Drohung, ihn empfindlich zu strafen, woferne er ihn noch einmal mit dem bösen Jungen erblickte. Da ward Wilhelm unwillig in seinem Herzen, und entfernte sich mit widerspänstigem Sinne vom Vater; denn der nichtswürdige Geselle hatte die Liebe des unschuldigen Knaben gewonnen.

Da war desselben Abends Wilhelm, nicht ferne von dem Vater, im Garten, stand am Bienenhause, und belauschte die geschäftigen Thierchen an der Oeffnung des Stockes, welchen ihm der Vater an seinem letzten Namensstage geschenkt hatte. Er ward eine Ameise gewahr, die so eben, mit Beute beladen, aus dem Stocke hervorbrach. Eilig hob Wilhelm ein Stäbchen vom Boden. „Wart du diebische Bienenfeindin! nimmermehr sollst du durch deine Räubereyen meinen Stock beunruhigen!“ so sprach er, und tödtete die Ameise.

Da fuhr eine Biene, durch seinen Hauch geweckt, auf ihn zu, und stach ihn ins Ohr! „Ach! ach! schrie er, und eilte zum Vater, welcher ihm mit liebreicher Hand den Stachel aus dem wunden Ohre heraus nahm. „Undankbares Thier! sprach Wilhelm erzörnt, ich that dir wohl, und dafür thust du mir wehe; ich meynte es so gut mit dir, und du vergaltst mir die Wohlthat mit einer schmerzhaften Wunde!“ Wilhelm! erwiederte darauf der weise Vater, warst du heute nicht eben so undankbar, als die Biene? Meynte ich es weniger gut mit dir, da ich dir verbot, mit einem Nichtswürdigen umzugehen? Denn böse Gesellschaft ist die Fein-

din der Jugend, die da unvermerkt die Unschuld in ihrem Herzen ertödtet. Sieh, die Eltern verstehen es beßer, als ihr, was euch nützet und schadet; und wenn sie auch etwas untersagen, das euch lieb und angenehm ist, so thun sie euch wohl, und ihr verursacht ihnen denn gar oft durch Ungehorsam schmerzliche Betrübniß."

Wilhelms Herz ward durch diese Rede des Vaters getroffen, und er versprach es ihm heilig, ihn nie wieder durch Widerspänstigkeit zu betrüben.

13. Der Epheu. *)

Ein Gärtner hatte einen Apfelbaum in seinem Garten, welchen er liebte vor allen Bäumen des Gartens; denn er trug das schönste und schmackhafteste Obst, und war noch kein einziges Jahr unfruchtbar im Garten gestanden. Auch Edmund, sein Söhnlein, liebte den Baum, und reinigte ihn sorgfältig von Raupen und Würmern. Itzt schlängelte sich lieblicher Epheu um den Baum, und dem Knaben gefiel er nur desto mehr. Er sagte es voll Freuden dem Vater: „Komm nur einmal, mein Vater, und sieh, denn der liebe Baum ist mit neuem Schmucke bekleidet.

Der Vater kam nun und sah den wuchernden Epheu am Baume. „Was du für Schmuck hältst, mein Kind, sprach er, das ist verderbliches Unkraut, und es muß ausgerissen werden samt seiner Wurzel.

„Aber, mein Vater, erwiederte der Knabe, es ist doch so lieblich; sieh nur, wie die glänzend-

*) Immer-grün oder Ewig-grün genannt.

grünen Blätter die dunkle Rinde so schön überkleiden!"

Darauf sagte der Vater: „Mag dir auch das glänzende Grün noch so sehr gefallen, du weißt wohl": „Nicht alles, was glänzet ist Gold," und nicht allzeit ist das Schöne auch nützlich. Denn sieh nur, wie das gleißende Unkraut überhand nimmt, so trocknet es dem Baume die Wurzeln, und nach und nach muß er verdorren. — Gerade so, mein Kind, wächst auch neben der Tugend der eitle, eigenliebige Dünkel, und wie dieser zunimmt, entziehet er jener den Saft und die Kräfte, und so muß sie endlich ersterben. Wohl gefällt sich der Mensch in dem Dünkel, und er trennet sich ungern von der eitlen Einbildung. Aber die Trennung muß einmal geschehen; denn Tugend besteht nicht — ohne die lautere Demuth. So sprach der Vater, und reinigte den Baum von dem wuchernden Unkraut.

Ach! des lieblichen Epheus! seufzte wehmüthig der Knabe.

14. Das menschliche Leben.

Der edle Pfarrherr von Blumbach saß an einem Sonntage, nach geendeter Vesper, unter der großen Linde neben dem Pfarrhaus.

Die Jünglinge und Mädchen des Dorfes hatten sich um ihn herum zur Feyertags-Schule versammelt, und sie hiengen alle mit gespantem Ohre an dem Munde des ehrwürdigen Pfarrers; denn er lehrte sie mit Liebe und Nachdruck.

Er hatte vor acht Tagen vieles mit ihnen von

dem menschlichen Leben gesprochen, und es der horchenden Jugend aufgegeben, dazu ein Gleichniß zu finden bis auf den kommenden Sonntag. Nun denn ihr Jünglinge! so sprach itzt der forschende Lehrer, womit vergleichet ihr denn das menschliche Leben?"

Da stand Paulus, des Dorfführers Sohn ehrerbietig auf, und sprach: „Ich finde das Leben einem Kegelspiel ähnlich. So lange das Spiel währt, da stehet der König, höher und schöner gestellt, in der Mitte, und er gilt mehr, als die übrigen Kegel. Ist aber das Spiel aus, so wirft man ihn, gleich den übrigen Kegeln, in die Grube daneben. Also auch giebt es im menschlichen Leben große und vornehme Leute, die da mehr gelten, als die Kleinen und Armen, welche ohne Achtung neben jenen einhergehen. Aber der Tod macht allem Vorzug ein Ende, und in dem Schooße der Erde ruhet der Große, ohne Unterschied, neben dem Kleinen.

Gut und richtig ist deine Vergleichung, mein Paulus, sprach der zufriedene Pfarrherr Merket es euch, ihr Söhne und Töchter von reicheren Eltern, und achtet den ärmeren Bruder, um seiner Dürftigkeit wegen, ja niemal geringe; denn kurz ist das Leben, und dort drüben hat kein Vorzug der Erde, sondern einzig die Tugend geltenden Werth.

Wohlan denn, ihr Mädchen, womit vergleichet denn ihr das menschliche Leben?

Da erhob sich mit Anstand Röschen, des Verwalters Tochter, und sprach: „Ich vergleiche das Leben mit einem Faden.

Wenn ich am Spinnrädchen sitze, da ziehe ich einen Faden nach dem andern vom Rocken herunter,

bis der Spuhlen gefüllt ist, oder bis es mir beliebt, den Faden zu brechen.

Also auch spendet der liebe Gott dem Menschen ein Jahr nach dem andern, bis es Ihm wohlgefällt, abzuschneiden den Faden des Lebens.

Schnell bricht das Fädlein, und schnell ist es oft um Gesundheit und Leben des Menschen geschehen.

Auch bin ich mit der geschicktesten Hand nicht im Stande, einen Faden zu spinnen, ohne daß mehrere Knöpflein, größer oder kleiner mit einlaufen. Also ist auch der Faden des menschlichen Lebens nicht immer eben und glatt, sondern der liebe Gott hat es also geordnet, daß Leiden und Trübsale wechseln mit erfreulichen Tagen.

Liebes Röschen! versetzte hierauf der Pfarrherr mit sichtbarer Freude, dein Gleichniß ist eben so schön, als es wahr ist; und darin lieget für euch meine Kinder, eine zweyfache Lehre.

Gebt sorgfältig acht auf die edle Gesundheit, damit ihr nicht selber durch Unbedachtsamkeit das kostbare Leben euch kürzet, und lernet in allen Schicksalen des Lebens, in den Tagen der Freud' und der Trauer, die Weisheit Gottes anbethen; denn Er ordnet jegliche Fügung einzig zu unserm Beßten.

15. Die Bäumchen.

Gotthard war ein frommer, alter Schloßgärtner. Die Knaben und Mädchen des Dorfes kamen gerne zu ihm; denn er wußte ihnen allerley schöne Geschichten zu erzählen, und sein Mund war immer voll weiser Reden. Da war er eines Abends

eben daran, ein wildes Birnbäumchen zu pfropfen, und etliche Kinder standen — wie gewöhnlich — um ihn herum. Gotthard aber hatte ein Baumsäglein in der Hand, und sägte die Krone des Bäumchens herunter. „O weh! riefen die Kinder, nun ist es ja gar um das Bäumchen geschehen!" Der Gärtner aber lächelte, machte einen Spalt in das abgeschnittene Bäumchen, pfropfte ein edles Reis darauf, und verband alles sorgfältig. Darnach sprach er: „Seht, lieben Kinder, hätte ich den Stamm, wie er war, aufschießen lassen, so wäre er wildes Holz geblieben, und hätte niemal genießbare Früchte getragen. Darum mußte ihm ein Reis von edlem Stamme gegeben werden, damit das Bäumchen künftig auch edle Blüthen und Früchte hervorbringen möge.

Auch der Mensch, meine Lieben, ist so zu sagen von wilder Art, wenn er — sich selbst überlassen — heran wächst; denn er ist von Natur mehr zum Bösen geneigt, als zum Guten, und es herrschet in ihm die Begierde nach unrechten Dingen; denn jegliches Kind greift nach dem Verbotenen schnell und begierig; aber langsam und unwillig thut es, was recht ist. Deßwegen haben euch Vater und Mutter frühzeitig eingepflanzet die heilige Gottesfurcht, und dadurch die wilde Natur veredelt, daß ihr nun scheuen möget das Unrecht, und lieben, was gut ist. Und itzt erst könnet ihr, gleich dem veredelten Bäumchen, auch edle Früchte hervorbringen, die kostbar sind im Angesichte des Himmels und erfreulich den Menschen.

„O! wie können wir, sprachen die Kinder, den

lieben Eltern genug danken für solche Wohlthat und Treue! ?"

„Liebt eure Eltern, und seyd ihnen gehorsam! dieß wird ihnen der liebste Dank seyn, sagte der Gärtner, und gieng dann hin zu zwey anderen Bäumchen, welche daneben standen, und die er im vorigen Jahre gepfropft hatte. Er ergriff zwey starke Stäbe, setzte sie neben den Stämmen tief in die Erde, und band sie daran fest. — Da sprachen die Kinder: „O! die Bäumchen sind ja viel schöner — im Stande der Freyheit, warum doch giebst du den zarten Gewächsen das zwängende Band, und die unansehnlichen Stecken?

„Dieses geschieht, sprach der Gärtner, damit sie kein Sturmwind abbreche, oder niederbeuge zur Erde, sondern damit sie gerade empor wachsen und ihre Häupter gegen den Himmel tragen. Haben sie einst tief in der Erde gewurzelt, und genugsame Stärke gewonnen, so nehme ich die Stecken hinweg, und lasse sie frey; denn sie vermögen alsdann, sich selber zu halten.

Gerade so, meine Kinder, ist auch für euch, in zarter Jugend, der Stand der Freyheit über alles gefährlich; denn ihr seyd noch zu schwach und unverständig, euch selber zu leiten, und vor dem Verderben zu schützen. Deßwegen nehmen euch Eltern und Lehrer mit liebender Hand unter strenge Aufsicht und Zucht, damit sie euch vor Verführung und tausend Gefahren behüten, und für den Himmel erziehen. Hat aber einmal die Liebe zur Tugend in euern Herzen kräftige Wurzeln geschlagen, dann

werdet ihr freyer gelassen; denn ihr vermöget als- dann, euch selber zu hüten vor Unrecht und Sünde.

„Vater Gotthard! sprachen die Kinder, wir wollen uns merken, was du gesagt hast; habe Dank für die lehrreichen Worte.“

Gotthard! reichte nun jedem Kinde einen Blumenstrauß, und damit hüpften sie munter nach Hause, und erzählten den Eltern, was sie der weise Gärtner gelehret.

16. Die untergehende Sonne.

Bernard und Valentin waren zwey glückliche Brüder; denn sie hatten einen weisen Vater und eine gottesfürchtige Mutter, welche sie innig liebten.

Aber die fromme, geliebteste Mutter starb nun, und die Knaben trauerten sehr, und vergossen häufige Thränen um sie.

Nachdem sie den ersten Schmerz ausgeweint hatten, führte sie des Abends der Vater hinaus in das offene Feld. Die Sonne neigte sich eben zum Untergange, und sendete nur noch ihre letzten goldenen Stralen über die Erde herauf.

Da blickte der Vater sinnend und schweigend hinein in das sinkende Gestirn des Tages, und sprach nach einiger Weile: „Süßen Trost, lieben Kinder, verkündet die untergehende Sonne in unsrer Trübsal. Sehet, sie hat wieder Licht und Wärme und Leben ausgegossen über alle Geschöpfe der Erde; sie hat ihr Tagwerk vollendet, und nun gehet sie unter, und wir weinen nicht, daß sie uns verläßt; denn wir wissen: am heiteren Morgen geht sie wieder schöner und herrlicher auf.“

Die unvergeßliche Mutter war für euch, lieben Kinder, wahrhaftig ein lebendiges Bild der wohlthätigen Sonne. Denn sie hat euch gelehret: „Aufschauen zum Himmel und beten und Gott fürchten," und damit hat sie euerer Seele beßeres Licht und Wärme und Leben gegeben.

Nun aber wollte der Vater im Himmel, der sie uns gegeben, daß sie uns wieder verlasse, und da sollten wir uns nicht hingeben dem Uebermaaße des Schmerzes; denn wir wissen ja; „dort drüben im beßeren Lande geht sie schöner und herrlicher auf, um in Segen zu ernten, was sie in Segen hienieden gesäet."

Vater! mein Vater! sprach hierauf Valentin der ältere Knabe, schön ist deine Rede, und es ist mir nun nicht mehr so wehe in meinem Herzen; denn wir werden sie wieder sehen unsere geliebteste Mutter

Ja, sprach der Vater, wir werden sie wieder sehen Kinder! so gewiß, als wir wieder sehen die Sonne am heiteren Morgen.

17. Die Korn-Aehren.

Augustin war ein Knabe von hellem Verstande und großen Fähigkeiten. Was immer in der Schule gelehrt wurde, das faßte er richtig und schnelle, und er übertraf an Erkenntniß seine Mitschüler alle. Der Lehrer hatte deßwegen große Freude an ihm. Aber mit Betrübniß hatte er auch bemerket, daß der Knabe täglich zunahm an Trotz und eitler Ein-

bildung; denn er sah über andere Knaben mit verachtendem Stolze hinweg, und sein Mund war immer voll Prahlerey und hochmüthiger Worte. — Das jammerte den Lehrer des aufgebläheten Knaben, und er gedachte in seinem Sinne: „Was nützet ihm doch sein Verstand und das Vielwissen" — ohne die Güte und Demuth des Herzens? Es wird doch nichts aus ihm, wenn er nicht geheilt wird von seiner stolzen Einbildung! Er führte den Knaben eines Tages hinaus in das Saatfeld. Es war eben die Zeit, da die Früchte des Ackers herangereift waren, und hie und da banden die Schnitter schon Garben.

Sie standen vor einer schönen Kornbreite, und die Aehren rauschten im Winde.

Da sprach der Lehrer: „Mein lieber Augustin! du siehst hier mancherley Aehren. Die einen erheben ihr Haupt stolz zu dem Himmel empor, die andern aber neigen es tief zur Erde hernieder; sag einmal, welche von beyden ziehest du vor?

Die ersteren, antwortete der Knabe, ohne sich lange zu besinnen; denn es geziemet dem Hohen vor dem Niedrigen doch immer der Vorzug.

So scheint es, versetzte der Lehrer; aber du weißt wohl; der Schein betrügt uns gewöhnlich. Komm nur einmal, und sieh! Und der Knabe trat hinzu, betrachtete die Aehren genauer und sprach: „Ach! ich habe geirret; denn taub ist jegliche Aehre, die da empor steht, und ich finde kein Körnlein darin. Aber schwer von Segen, und voll sind alle; die sich hernieder neigen zur Erde.

Da antwortete der Lehrer und sprach: Sieh, da hast du nun ein Bild des Stolzes und der Demuth gefunden. Sag mir, mein Lieber, wolltest du denn dem tauben, leeren Halme lieber gleichen, als der vollen, gesegneten Aehre?!

Der Knabe schwieg, und schlug seine Augen beschämt nieder; denn er nahm die Worte des liebreichen Lehrers zu Herzen, und er fieng von dieser Zeit an, stille und voll Demuth zu wandeln. Und der Lehrer und alle Menschen liebten ihn nur desto mehr; denn, er nahm itzt zu an Milde und Bescheidenheit mit jeglichem Tage.

18. Das Splitterchen.

Ein Vater gieng eines Tages mit seinem Söhnlein hinaus in das nahe Gehölze. Munter wandelte Hänschen, so hieß der Knabe, von einem Baume zum andern, und was immer sein Auge erblickte, erhöhte die Freude seines schuldlosen Herzens. Da kamen sie zu einer Eiche, an welche eben zwey rüstige Männer Hand angelegt hatten, um sie zu fällen. Hänschen verweilte mit Lust; denn es gefielen ihm die gewaltigen Hiebe, und er hatte noch nie eine Eiche fallen gesehen. Itzt sprang auf einmal dem zu nahe lauschenden Knaben ein Splitterchen ins Auge. Ach! da lief er traurig und erschreckt zu dem Vater, rieb mit der Hand am Auge, und das helle Wasser rann ihm, wie ein Thränenbächlein, über die Backen herunter, und er konnte nicht ruhen, bis endlich der Vater das Splitterchen fand, und es mit vorsichtiger Hand aus dem Auge herauszog.

Ach des blinden, thörichten Menschen! sprach nach einiger Weile der sinnige Vater. Das kleinste Splitterchen im Auge läßt ihm keine Minute weder Ruhe noch Rast, bis es endlich heraus ist; aber den Balken im Herzen kann er Jahre lang behalten, ohne daß es ihn kümmert, denselben hinaus zu schaffen!

Aber sag mir, mein Vater, fragte der Knabe, was ist denn der Balken im Herzen? Das ist, liebes Kind versetzte der Vater, z. B. die bittere Feindschaft, oder die sündhafte Lust, oder irgend eine andere Leidenschaft, welche den Menschen der Reinheit und Ruhe seiner Seele beraubet.

Darum mein Sohn! merk es dir für jeglichen Tag deines Lebens: Was immer den Frieden und die Freude deines Herzens stören will — ruhe nicht, bis es heraus ist, wie beym Splitter im Auge. Denn ein gutes, angstloses Herz ist doch unendlich mehr werth, als ein gutes, unbeschädigtes Auge.

19. Die Blumenwahl.

Ein Gärtner hatte drey liebe Kinder, Rudolph, Albert und Lieschen mit Namen. Munter giengen sie eines Tages im Garten umher, und betrachteten mit Lust die Pracht und die Schönheit der mannigfaltigen Blumen.

Sag einmal, lieber Bruder, fieng Rudolph an, welche Blume gefällt dir am besten?

Vor jeder andern gefällt mir, erwiederte Albert, die Lilie; denn sieh nur, sie ist so schön weiß, wie neugefallener Schnee und glänzend wie

ein milder Sonnenstral; sie ist so groß, und dabey doch so lieblich gestaltet.

Da hast du übel gewählet, mein Bruder, sprach nun Lieschen seine Schwester. Mag die Lilie immerhin schön seyn, so fehlet ihr doch, was uns jede Blume vorzüglich werth macht, die Annehmlichkeit des Geruches. Da ist mir die Nelke viel lieber; denn sie ist wohl eben so schön, und wohl noch schöner, als deine Lilie, und dabey voll des lieblichsten Wohlgeruches.

Keines von euch, ihr lieben Geschwister, hat noch das Beßte gewählet, sprach jetzt Rudolph, der ältere Bruder. Meine Lieblingsblume ist die Rose; denn sie übertrifft jede andere an Schönheit, und ihr Geruch ist viel feiner und milder als Nelkengeruch. Zudem ist der Vorrang der Rose schon längstens entschieden, und sie ist und bleibt auch für immer die Königin unter den Blumen.

Kaum hatte Rudolph dieses gesprochen, so erschien der Vater im Garten, und Albert und Lieschen erzählten ihm hastig den Wettstreit, und baten, er möchte entscheiden und sagen, welcher Blume wohl er den Vorzug einräume?

„Lasset, ihr Lieben, den unnützen Streit, sprach „der Vater. Mir ist eine Blume so lieb und so „werth, wie die andere, wenn jede zu der Schönheit „und dem Nutzen gedeiht, wozu der Schöpfer die „Kraft in sie legte. Wenn jede die Bestimmung er„reicht, wozu ich sie in den Garten gepflanzt habe, „dann sehe ich jede mit Herzenslust an, und pflege „ihrer ohne Unterschied, und bewahre sie mit zarter

„Sorgfalt. Wenn sie mir aber im Keime oder in „der Blüthe verderben, und so die Liebe der pflegen„den Hand mit Undank vergelten; dann werden sie „ausgerissen, die eine so gut wie die andere, und in „die Grube geworfen, darin das Unkraut vermodert.“

Nun sehet, lieben Kinder! „Die Welt ist Gottes Garten, und jeder Mensch eine Blume, die Gottes Hand dahin pflanzte. Der Mensch sey nun Taglöhner oder Bürger, Edelmann oder auch König: wenn jeder mit Treue wandelt in seinem Berufe, und die Bestimmung erreicht, wozu ihn Gottes Hand schuf, so ist dem lieben Gott der eine so lieb und werth wie der andere; denn vor Ihm gilt nicht das Ansehen der Person, sondern einzig die Treue. Verfehlet aber der Mensch seine Bestimmung, und giebt sich hin dem Verderben der Welt, so wird er auch vor Gottes Angesicht verworfen — ohne Unterschied, der König mit seiner Krone nicht minder, als der Bettler im zwilchenen Kittel.“

20. Das Samenkorn.

Es war ein freundlicher Herbsttag. Der Landmann war hinausgegangen, sein Feld anzubauen für das kommende Jahr.

Da gieng ein frommer Vater mit seinem Sohne an einem Acker vorüber, wo eben der Säemann den Samen in das wohlgepflügte Land ausstreute.

Der Knabe hatte es lange mit Wohlgefallen betrachtet, wie aus der vollen Hand des Säemanns die Körnlein in die Furchen herniederfielen.

Vater! so sprach er itzt, da sieht mans nun recht, daß Gott allmächtig ist; denn das Samenkorn ist so

klein, und doch wächst es zu einem schönen großen Halme empor!! Du hast wohl recht, mein Sohn, antwortete darauf der Vater. Der liebe Gott bringt überall in der Natur aus dem Kleinen das Große hervor: aus dem winzigen Kernlein den schattigen Baum, aus vielen Bächlein den gewaltigen Strom, und aus dem kleinen Samenkorn den kräftigen Halm mit der vollen gesegneten Aehre.

Und es gehet, mein Kind, in dem Reiche der Tugend und Wahrheit nicht anders, als in dem Reiche der Natur. Gleich dem Samenkörnlein kömmt auch das Gute und Böse — klein und winzig — in das Herz des Menschen. Aber sie nehmen bald überhand, und werden unmerkbar mächtig und groß. Die größten Verbrecher haben mit geringen Fehltritten die Laufbahn des Lasters betreten, und alle Auserwählte des Himmels haben vorerst die Tugend im Kleinen geübet.

Darum, lieber Sohn, nimm auch du den Samen der Tugend schon frühzeitig auf in dein Herz, und bewahre und pflege ihn mit sorgsamer Liebe. Sind es gleich nur erst die zarten, unansehnlichen Keime des Guten, was sich in der Seele des Knaben gestaltet, so denk nur: „Bald und unmerkbar erhebt sich der unansehnliche Keim zur reifen gedeihlichen Frucht." Verschließe dagegen dein Herz der allerersten Reizung zum Unrecht, und halte ja nichts für eine Kleinigkeit in Dingen, die da dem allsehenden Auge Gottes mißfallen; sondern denk immer: „Was itzt nur klein ist, wird bald groß und gewaltig."

O mein Vater! sprach darauf das Knäblein mit gerührter Seele, ich will sorgfältig meiden die allerkleinste Sünde, damit ich nicht in größere falle, und dich und den lieben Vater im Himmel beleidige.

21. Die Veilchen.

Ein Pächter hatte einen sumpfigen Moosgrund, mit großem Aufwande von Mühe und Kosten trocken gelegt, um ihn fruchtbar zu machen. Eines Tages gieng er mit seinem Knaben hinaus, um das getrocknete Land zu sehen. Itzt war es mit fettem Gras überwachsen, und unter dem Grase blüheten liebliche Veilchen.

Munter, wie die Freude, lief der Knabe von einer Blume zur andern, und er sammelte bald ein schönes Sträußchen, und brachte es dem Vater, damit er sich auch an dem lieblichen Wohlgeruche erquickte.

Vater! so sprach der Knabe, hast du denn auch diese Veilchen gepflanzet?

Ich habe, antwortete der Vater, weder das Gras, noch die Blumen gepflanzet; ich habe nur Gräben gezogen, die Sümpfe zu trocknen, und denn das getrocknete Land mit fettem Dünger begeilet. Der liebe Gott aber segnete die Mühe, und ließ hervorwachsen reichliches Gras — unsern Heerden zur Nahrung, und diese Veilchen sproßten daneben, damit wir uns freuen möchten ihrer Schönheit und ihres lieblichen Geruches.

Sieh, mein Kind! wenn wir arbeiten und unsre Pflicht thun, so schenkt uns der Segen des Himmels nicht nur das Nothwendige und Nützliche, son-

dern auch das Angenehme und Schöne, daran unser Herz sich ergötze. Denn Gott ist die Liebe, und dem liebenden Vater genüget es nicht, seinen Kindern die nöthige Nahrung des Lebens zu spenden; sondern er will auch, daß sie sich freuen, damit das erfreute Gemüth desto leichter sich öffne, des liebvollen Vaters in Liebe zu denken.

22. Das hochzeitliche Kleid.

Margaretha hatte von ihrer Ahnfrau ein schönes Kleid zum Geschenke erhalten. Es war von weißer, glänzender Seide, mit schön gestickten rothen Blümchen übersäet, und — dessen Saum mit feinen Spitzen verbrämt. Das Mädchen hatte daran eine unbeschreibliche Freude. Mit Herzenslust sah sie es unzähligemale an, und zeigte es jeder ihrer Gespielinnen, und der Gedanke an das schöne Kleid war ihr erster beym Aufwachen, und ihr letzter vor dem Einschlummern.

Als sie es aber am Hochzeittage ihres Bruders das erstemal anzog, da hatte sie das Unglück, beym Essen einen Flecken in das hochzeitliche Kleid zu bringen. Bitterlich weinte das Mädchen, als es nach Hause kam, und der Mutter den Unfall erzählte. — Nach einiger Zeit begegnete es ihr wieder, daß sie das Kleid mit zwey andern Flecken beschmutzte. Es schmerzte sie zwar, aber lange nicht mehr in so hohem Grade, wie das erstemal, und sie vergoß nun schon keine einzige Thräne mehr.

Sieh, meine Tochter, sprach jetzt die verständige Mutter, die dieses bemerkt hatte, es gehet mit der Unschuld, wie es dir mit deinem schönen Kleide er-

gieng; denn es ist die Unschuld so recht das hochzeitliche Kleid der unsterblichen Seele.

Man achtet und schonet das schöne Kleid, so lange es rein und unbefleckt ist. Wird es aber mit dem ersten Flecken verunstaltet, so betrübt und ärgert man sich. Indeß ist es nun einmal geschehen, und man schonet und achtet es weniger. Viel gleichgiltiger sieht man den zweyten Flecken an, merkt kaum mehr auf den dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen.

Drum zittre vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

23. Der Berg.

In einer von Gebirgen umschlossenen Gegend lebte ein edelgesinnter Vater mit seiner Familie auf einem schönen, friedlichen Landgute. Sein ältester Sohn hieß Sigmund. „Vater! sprach dieser einmal zu ihm, ich bin nun schon zwölf Jahre alt, und noch nie habe ich einen unserer Berge bestiegen!"

Nun denn, sagte darauf der Vater, wenn du diese Woche hindurch recht fleißig und gehorsam seyn wirst, so will ich dir am nächsten Feyerabende die Freude machen, und mit dir einen derselben besteigen.

Gewiß, liebster Vater! will ich recht folgsam seyn, sprach der Knabe.

Der Feyerabend war erschienen, und der Vater hatte mit Sigmund die Reise nach dem höchsten Berge in der Gegend angetreten. Nachdem sie über eine halbe Stunde weit aufwärts gegangen waren, da sprach der Knabe: Ach mein Vater! wie

bin ich so müde an allen Gliedern, und wie schwer wird mir das Athmen!" Der Vater aber sprach ihm Muth ein, und sagte: „Nur munter vorwärts mein Sohn! Oben am Ziele wirst du dich freuen der ausgestandenen Mühe Siegmund nahm nun alle seine Kräfte zusammen. Der Vater aber reichte ihm seinen Arm, daß er sich daran einhalten möchte, und so gelangten sie glücklich bis zu dem Gipfel des Berges. Hier lagerten sie sich unter dem Schatten der Bäume, wischten den Schweiß von der Stirne, ruheten aus, und sahen mit Herzenslust hinab auf den langen steilen Weg, den sie zurückgelegt hatten. Die Luft, welche sie umwehete, war rein und mild, und sie athmeten so leicht, als wären sie neugeboren. Nicht ferne vernahmen sie das Murmeln einer Quelle, und in dem Grase erblickten sie mancherley schöne Blumen und Beeren, die der Knabe noch niemal gesehen hatte. Siegmund gieng hin, und trank aus der Quelle, und pflückte einige von den Blumen und Beeren. Die eine Hälfte der Blumen flocht er zu einem schönen Kranz, um ihn der lieben Mutter zu bringen; die andere Hälfte aber, die er in einen Strauß gebunden hatte, brachte er dem Vater, und sprach: „O mein Vater! wie wohl ists mir nun wieder in meinem Herzen! und wie hat der kühlende Trank meine Seele erquickt! Verkoste nur einmal von diesen Beeren, wie süß sie schmecken! und nimm diese Blumen, wie lieblich sie duften! So ein kräftiger Wohlgeruch ist in unserm ganzen Thale nirgend zu finden!

Nun ist uns die überstandene Mühe wohl tausendfältig belohnt!

Ja freylich, mein Sohn, erwiederte darauf der fromme Vater, und du hast nun, durch eigene Erfahrung ein Bild des Tugendweges gefunden.

Auch der Pfad der Tugend ist steil und mühsam zu wandeln; denn schmal ist der Weg, und eng die Pforte, die da führet zum Leben. Und: Das Reich Gottes leidet Gewalt, und nur die Gewaltigen vermögen einzudringen in das Heiligthum, welches da ist die göttliche Tugend. Wer aber Gewalt braucht, erreichet das Ziel, und findet am Ziele Ruhe und Freude und jenen süßen Frieden der Seele, der sich nur fühlen, aber nicht aussprechen läßt, und in dem Himmel haben die heiligen Engel für ihn eine unverwelkliche Krone geflochten. Also redete der Vater. Der Sohn aber sprach mit bewegtem Gemüthe: O mein Vater! möchte eine solche Krone auch für mich geflochten werden! O ich will gewiß den Pfad der Tugend wandeln, und um darauf zu beharren, soviel Gewalt brauchen, als nur immer in meinen Kräften ist.

Und darauf erwiederte der Vater: „Wenn wir, liebes Kind! nur redlich thun, was wir können, so wird der liebe Gott treulich hinzu thun, was wir nicht vermögen. Denn gleichwie ich dir, da du matt und schwach werden wolltest, meinen Arm reichte, um dir Berg an zu helfen: also auch ist die Hand Gottes unsichtbar mit einem jeden, der da wandelt auf dem Pfade der Tugend, und es werden dem Ohnmächtigen höhere Kräfte vom Himmel gesendet, auf daß er nicht unterliege, sondern am Ziele frohlocke.

Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Voll Kampfes und voll Leiden;
Doch weiter hin führt er zum Heil
Und zu des Himmels Freuden.

24. Die Hammerschläge.

Leopold war ein leichtsinniger, aber dabey gutmüthiger Knabe. Von seinem jugendlichen Feuer hatte er nirgend weder Ruhe noch Rast. Er sprang und hüpfte, wo man ihn sah, und zerbrach mitunter nicht selten Krüge und Schüßeln, wenn sie ihm gerade in dem Wege waren. Oft hatten ihm die Eltern sein unbesonnenes Wesen verwiesen, und Leopold versprach dann immer ernstlich, stiller und bedachtsamer zu werden; allein der leichtsinnige Junge hatte seiner Vorsätze bald wieder vergessen.

Da sprang er denn einmal hastig auf die Bank, stieß mit dem Kopfe an eine gemahlte Tafel, und diese fiel sammt dem Nagel herunter. Da trat eben der Vater ins Zimmer, indeß Leopold verlegen und furchtsam hinsah auf das Gemälde, welches zum Glück unbeschädigt vor ihm lag.

„Unbesonnenes Kind!" sprach der Vater, „so sind also deine schönen Vorsätze schon wieder gebrochen?" „Liebster Vater!" so bat ihn der Knabe mit aufgehobenen Händen, nur diesesmal verzeih mir noch; du sollst mich nimmermehr eines solchen Fehlers schuldig befinden. Erlaube nur, daß ich hingehe, und einen Hammer hole, um das Gemälde wieder an seiner vorigen Stelle zu befestigen." Der Vater ließ es geschehen, und Leopold kam bald mit dem Hammer zurück, schlug ein Paarmal auf den Nagel, und wollte nun das Gemälde daran aufhängen.

„So bleibt sich der Leichtsinn doch überall gleich: was er thut, ist allemal leicht hin und oberflächlich gethan," sprach der Vater, ergriff dann selber den Hammer, und schlug den Nagel mit vielen starken Streichen in die Mauer hinein.

„Wozu doch, mein Vater," fragte ihn Leopold, so viele, gewaltige Schläge?

„Damit der Nagel fest und sicher halte in dem Gemäuer," — versetzte der Vater. Hätte er vorhin fester und tiefer gesteckt, so würdest du ihn nicht so leicht losgemacht haben, und hätten deine Vorsätze fester und tiefer im Herzen gehaftet, du hättest ihrer nicht wieder so schnell vergessen. Denn was der wiederholte Hammerschlag dem Nagel ist, das ist die Erneuerung edler Entschlüsse dem menschlichen Herzen. Dünkte dir gleich, nach einem Paar Schlägen, der Nagel schon fest, so wird er doch mit jedem Hammerstreiche noch tiefer in die Mauer getrieben. Alsdann mag man sich auf seine Festigkeit verlassen, und er kann, ohne los zu werden, auch schwere Lasten ertragen.

Merke dir dieses, mein Kind, und erneue ohne Unterlaß deine guten Vorsätze, und präge sie so immer tiefer und tiefer in dein Gemüth; dann wirst du sie nicht so leicht wieder brechen.

25. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Marianne war das einzige Kind armer, aber gottesfürchtiger, Taglöhner-Leute. Ihren Vater hatte sie schon frühzeitig verloren. Die fromme Mutter ließ es sich nun in ihrem Wittwenstande Tag und Nacht recht sauer werden, um sich und ihre Tochter

ehrlich zu ernähren; vor allem aber erzog sie dieselbe in kindlicher Gottesfurcht; „denn,“ sagte sie oft zu ihr: „Ich bin arm, liebes Kind, und kann dir einst „Nichts hinterlassen. Wenn du aber nur Gott fürch„test, so bist du schon reich genug; denn Er wird „alsdann dein Vater seyn.“ Nachdem Marianne eilf Jahre alt war, da wurde ihre liebe Mutter krank, und zur nämlichen Zeit brach nächtlicher Weile Feuer im Dorfe aus, welches so schnell um sich griff, daß, außer einem Paar Scheunen, im ganzen Dorfe nichts mehr gerettet werden konnte. Das kranke Weib ward in eine der gebliebenen Scheunen gebracht; aber der Schrecken und eine Verkältung thaten ihr so wehe, daß sie den Tag darauf starb.

Nun war Marianne eine wahrhaft arme, von aller Menschen-Hülfe verlassene Waise. Denn Niemand im Dorfe konnte oder wollte sich ihrer erbarmen. „Wir haben selber kein Obdach mehr,“ hieß es überall, „möge dir gleich wohl Gott helfen!“

Was wollte nun das arme Mädchen anfangen? Zu betteln schämte sie sich, und arbeiten konnte sie nicht; denn sie war bisher immer noch in die Schule gegangen.

Weinend und wehklagend verließ sie also das Grab ihrer Mutter, und die Brandstätte des Dorfes, und gieng fort, ohne zu wissen, wohin?

Sie war schon einen weiten Weg gegangen, und hatte sich endlich in einem Walde verirret. Es war schon später Abend, und sie hatte noch keinen Ausweg gefunden. Traurig und voll Hunger — denn sie hatte den ganzen Tag nichts gegessen — legte sie sich also unter einem Baume nieder, um einzuschla-

fen. Aber mit dem frühesten Morgen erwachte sie wieder, und ihr Elend fiel ihr nun mit seiner ganzen Schwere auf das Herz. „Ach mein Gott! seufzte sie, von Menschenhülfe bin ich verlassen: willst denn auch du mich verlassen?"

Innigst betrübt wandelte sie weiter, und suchte, ob sie nicht einige Beeren finden möchte, ihren quälenden Hunger damit zu stillen. Da hörte sie nicht ferne ein Thier kläglich ächzen. Sie gieng der Stimme nach, und fand einen Fuchs, der mit wunden Beinen da lag, und sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Mitleidig sah sie das kranke Geschöpf an, und verband seine Wunden mit Moos und Gras, so gut sie es konnte. Das Thier schien ihr danken zu wollen, und streckte die Zunge nach ihr aus, als ob es nach Speise verlangte. „Armes Thier!" sprach Marianne, „wohl kann ich deine Wunden verbinden, „aber dir Speise zu schaffen, vermag ich ar„mes Mädchen nicht; denn ach! in dieser Wildniß „werde ich wohl selber verschmachten müssen vor Hunger!!"

Kaum hatte sie also gesprochen, da flog ein Geyer vorüber; der ließ ein geraubtes Lämmchen aus seinen Klauen gerade vor das kranke Thier herniederfallen. — In stummer Betrachtung sah Marianne dem armen Geschöpfe zu, wie es die erwünschte Nahrung so begierig aufzehrte. Auf einmal empfand sie leisen Trost in ihrer gedrängten Seele. „Du lieber Gott!" sprach sie, „nein, du kannst auch mich nicht zu Grunde „gehen lassen, da du dies arme Thier so väterlich er„nährest," und nun fiel ihr auch das Lied ein, welches ihre Mutter in traurigen Stunden so oft ge-

sungen hatte. Sie warf sich auf ihre Kniee nieder, und sang es nun auch mit vertrauensvollem Gemüthe:

„Sieh, die Vögel in den Lüften,
Sieh, das Wild in Felsen-Klüften,
Fisch' im Wasser, Thier' im Wald
Finden Speis' und Unterhalt.
Sollte denn der Mensch allein
Von seinem Gott verlassen seyn?!"

Nachdem sie das Lied geendet hatte, erblickte sie zuerst einen Hund, dann einen Jäger nebst einem vornehmen Herrn, welche die Spur des Thieres in die Nähe geführt hatte. Marianne erschrack, als sie dieselben erblickte. Der vornehme Herr aber nahete sich ihr liebreich, und fragte sie, was sie hier mache, und was für ein schönes Lied sie denn gesungen hatte?

Marianne erzählte ihm nun mit weinenden Augen ihr trauriges Schicksal, und bat ihn, sich ihrer zu erbarmen. Der vornehme Herr, welcher ein Edelmann aus der Nachbarschaft, und von edlem Gemüthe war, wurde durch ihre Erzählung innigst gerührt, und er reichte ihr aus der Jagdtasche zu essen hervor, und nahm sie hernach mit sich auf sein Schloß zurück. Hier ließ er sie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten, und sorgte für sie mit väterlicher Liebe sein Lebenlang. Und so ward es auch an Marianne wahr:

„Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut."

II. Abtheilung.

1. Der Stromm.

Ein Lehrer wandelte einst mit einigen seiner Schüler an dem Ufer der Donau. Lange verweilte ihr aufmerksamer Blick bey den gewaltigen Fluthen; denn sie wälzten sich ruhig hinab, und glichen einem ungeheuern, geglätteten Spiegel. Da fragte ein Schüler: „Liebster Lehrer! wie ist es doch möglich, daß der große und mächtige Stromm dennoch so stille und geräuschlos dahinfließt?"

Dieß kömmt von seiner Tiefe, versetzte der Lehrer; denn ihr wisset ja wohl, meine Lieben: „nur seichte Wässer rauschen; was tiefen Grund hat, fließt still und sanft dahin."

Und also ist es auch in dem Leben der Menschen. Nur seichte Thoren sind es, die da viel Lärm machen, und durch Geräusch ihre Schwäche und Unwissenheit ankünden.

Das Leben des Menschen, dessen Kraft und Tugend tiefen Grund hat in seinem Gemüthe, ist stille und geräuschlos; denn er weiß ja „Worte thun's nicht, und sie machen den Menschen nicht groß; sondern das Werk lobt den Meister."

Da erhob ein anderer Knab seine Stimme und sprach: Lieber Lehrer! ich wüßte wohl auch zu dem Fluße ein Gleichniß zu finden; aber ich kanns nicht recht sagen. Rede nur, wie du es weißt, versetzte der Lehrer, und der Knabe sagte darauf:

Es ist mit der Zeit, wie mit dem Strome; gleichwie das Wasser vor unsern Augen verschwindet, also vergehen auch die Stunden."

Ja wohl, meine Kinder, fuhr dann der Lehrer fort, der eilende Stromm ist das treueste Bild der Zeit. Gleichwie die millionenmal Millionen Tropfen, die in diesem Augenblicke vorüberfließen, unwiederbringlich dahin sind, also ist auch der Augenblick, da wir sie wahrnehmen, unwiderruflich verschwunden.

„Der Tropfen wie der Augenblick
Kehrt nimmermehr zurück."

Darum, lieben Kinder, wendet jede Stunde so an, daß ihr nie Ursache habet, dieselbe zu bereuen, und vergesset niemal: Die Zeit ist flüchtig; aber wir vermögen, ihr den Werth der Ewigkeit zu geben — durch weisen Gebrauch."

2. Der Zeisig.

Die kleine Elisabeth hatte einen Zeisig, welchen sie liebte über die Maßen; denn er war schön, und sang lieblich von Morgens bis Abends. Sorgfältig gab sie ihm täglich zum Futter Hanfkörner, süße Milch und weißes Brod, und das Vögelein liebte sie wieder, und that überaus schön und freundlich mit ihr. Es hüpfte ihr auf die Schultern, und pickte sie

mit dem Schnäbelchen sehr liebreich, und wenn sie die Hand nach ihm ausstreckte, ließ es sich gerne von ihr haschen nnd liebkosen.

Da kam einmal Hannchen, ihre Gespielin, ins Haus, und wollte das liebe Thierchen, welches mit Elisabeth so zutraulich that, auch fangen, und ihm liebkosen. Aber da flatterte das erschreckte Vögelein scheu in dem Zimmer umher, und stieß sich erbärmlich am Fenster also, daß sein Schnäbelchen blutete. Als aber Elisabeth sich dem Vögelchen nahete, so ließ es sich gerne wieder fangen, und war wieder so zuthätig, wie sonst.

Da trat eben Elisabeths Vater ins Zimmer, und sie erzählte ihm hastig, was sich mit dem Vögelchen zutrug, und fragte ihn, woher es doch komme, daß der Zeisig gegen Hannchen so feindselig, mit ihr aber so zutraulich thue?

Sieh, mein Lieschen, versetzte der Vater, weil du das Vögelchen liebest, und es täglich mit Speise und Trank emsig versorgest, so ist es dir dankbar, und liebt dich aus Dankbarkeit wieder, und thut deßwegen so schön und freundlich mit dir. Und damit, liebes Kind, giebt dir das Thierchen eine beschämende Lehre!

Deine Eltern thun dir wohl unendlich mehr Gutes, als du dem Vögelein thun kannst! Denn es kostet uns viel saure Mühe und Schweiß dir Nahrung und Kleider zu schaffen, und deine Mutter hat aus Liebe zu dir gar viele Nächte durchwacht, und manche Thräne geweint, und allerley Plagen ausgestanden, bis sie dich auferzog; und dennoch kannst du es so oft über dein Herz bringen, die liebe Mutter durch

Ungehorsam zu betrüben!! Bist du also nicht undankbarer, als das unvernünftige Vögelein?

Itzt fieng Elisabeth laut an zu weinen, lief eilig zur Mutter, fiel ihr um den Hals, bat sie um Verzeihung, und versprach es ihr unter häufigen Thränen, sie nimmermehr zu betrüben, sondern durch willigen Gehorsam ihr Freude zn machen.

3. Das Licht der Nacht.

Bertold, ein edelmüthiger Jüngling, ward von, zwar nicht reichen, aber gottesfürchtigen Eltern geboren, und in frommer Einfalt erzogen, und er hieng mit inniger Liebe seines Herzens an ihnen. Ach! und nun starben ihm, an einem bösartigen Fieber, beyde in einer Stunde. Da ward die Seele des Jünglings innigst betrübt und voll Schmerz. Ach mein Vater! ach meine Mutter! schrie er nur immer, und niemand war, der ihn zu trösten vermochte. Da gieng er eines Abends hinaus in das freye Feld, ob da die Ruhe nicht wiederkehren möchte in seinem gepreßten Gemüthe.

Er wandelte einen langen Weg, schweigend und in düstere Wehmuth versenket, dahin, und fand am Ende eines Wäldchens eine ländliche Hütte — von einem Garten umgeben. Ein freundlicher Greis mit Silber = weißen Haaren kam ihm entgegen. Bertold erschrack, als er seiner gewahr wurde. Der alte Mann aber sprach voll Güte zu ihm: „Holder Jüngling! woher noch so spät? und warum so betrübt; denn deine Augen sind ja voll Thränen?" Der Jüngling erzählte ihm nun die Ursache seines Schmer=

zens, und darauf versetzte der ehrwürdige Alte: „Gerecht sind deine Thränen, mein Sohn, und ich bemitleide dich; doch vertrau nur auf Gott: Er wird dir Vater und Mutter seyn.“ „Auf Gott vertrauen!? ach, mein Verlust ist unersetzlich, und ich sehe nichts vor mir, als Elend und Jammer!“ So seufzte der Jüngling, und ein Strom von Zähren stürzte ihm aus den Augen. „Laß mich,“ fuhr er fort, „laß mich, lieber Mann, wieder zurückkehren, und den Schmerz ausweinen am Grabe meiner Geliebten; denn dieses allein mag mir die gedrängte Seele wieder erleichtern.“

Der Greis aber ergriff seine Hand voll Liebe, und sprach: „Nicht also, mein Lieber! sondern vielmehr komm herein in meine Hütte, ruhe aus, und was meine Armuth zu geben vermag, das steht dir bereitet zum Nachtmahl. Denn sieh, die Nacht bricht heran; du könntest dich im Walde verirren, und auf schreckliche Abwege gerathen.“

„Nicht doch,“ erwiederte Bertold; „denn die Sterne funkeln am Himmel, und bald wird auch heraufsteigen der freundliche Mond. Sie werden mir leuchten in dunkler Nacht, daß ich des Weges nicht verfehle.“

„Wohl, mein Sohn!“ sprach itzt der Greis mit feyerlichem Ernste, „du kannst also dem Mond und den Sternen vertrauen, daß sie dir leuchten in dunkler Nacht, und dich deines Weges sicher geleiten! Und Dem, der den Mond auf- und untergehen heißt, und die Sterne, wie Lämmer, am Himmel weidet, Dem kannst du nicht vertrauen?! Hat Er denn nicht Hilfe für jegliche Noth, und Licht für jegliche Nacht?“

Diese Worte giengen dem Jüngling durch die Seele, und er fiel dem weisen Manne gerührt um den Hals, und sprach: „Mann Gottes! verzeih mir. Mit Scham erkenne ich itzt und bereue meine Kleinglaubigkeit. Ja, ich will von nun an Gott vertrauen; Er wird mich nicht verlassen!" „Wahrlich, Er kann, Er wird dich nicht verlassen," fuhr der Greis fort; „denn Er ist ja vornämlich der Waisen Gott und der Verlassenen Vater."

Und nun ward der Jüngling hineingeführt in die Hütte, und der liebreiche Mann gab ihm von den Früchten des Gartens zu essen, und labende Milch zu trinken, und hörte nicht auf, seine betrübte Seele zu erheitern durch göttliche Worte.

Des andern Morgens aber dankte ihm Bertold mit Thränen im Auge für seine Liebe, und gieng getröstet von dannen.

4. Der Sturm.

Es hatte einst viele Wochen nicht mehr geregnet. Die sengenden Stralen der Sonne drückten ermattend den Wanderer; blaß und todtenfärbig stand die Flur; die Quellen und Bäche waren halb ausgetrocknet; die Blumen und Pflanzen fiengen an zu welken, und die matte ausgebrannte Erde schien zu verschmachten.

Da kam nun plötzlich über Nacht ein Sturm, von einem fruchtbaren Regen begleitet, und die ganze Gestalt der Natur ward nun auf einmal geändert. Da trat Vater Helwig mit seinem Sohne hinaus in das Saatfeld, und erquickte sich an der Schönheit

und Anmuth, womit die ganze Erde nun wieder geschmückt war.

Nicht wahr, mein Vater! so sprach der Sohn, nach dem Sturme glänzen die Strahlen der Sonne noch einmal so herrlich, und mit neuer Lieblichkeit blühen und duften die Bäume und Blumen wieder, und die vorhin welkenden Pflanzen erheben neugestärket ihr Haupt von der Erde gegen das Licht des Himmels empor!!

Du hast wohl recht, mein Sohn, antwortete der Vater, und da siehst du, wie väterlich Gott die ganze Natur versorgt und regieret! Also regiert und erziehet er auch — seine Kinder — die Menschen; denn was Sonnenschein und Sturm der Natur sind, das sind die Tage der Freud' und der Trauer dem menschlichen Herzen.

Scheinet dem leichtsinnigen Menschen zu lange die blendende Sonne des Glückes, so wird die verblendete Seele dürr und kraftlos zum Guten, und er wendet gar bald sein Antlitz von Gott und dem Himmel hinweg, und kehret es nieder zur Erde, und wandelt — als ein Irdischgesinnter — im Staub', und hänget sein Herz an die Sünde.

Nun aber verkehret Gott die Freude des Menschen in Schmerz, und sendet über ihn Stürme des Unglücks hernieder: da besinnet sich die Seele des Verirrten, und, woferne er nicht zu dem Geschlechte der Verworfenen gehöret, erhebt sich sein Blick von der Erde zum Himmel, und er wendet sich weg von der Sünde zu Gott — und er stehet nun da in neuer

Schönheit und Anmuth, und die heiligen Engel freuen sich seiner.

5. Die wüste Gegend.

Neben einem stillen Dorfe lebte auf seinem Landgute ein Edelmann, welcher sehr reich war, und von edlem Gemüthe. Er hatte einen Sohn, Namens Wilhelm, welchen er überaus liebte; denn der Knabe wuchs heran, lieblich und hoffnungsvoll, wie ein blühendes Bäumchen, das herrliche Früchte verspricht.

Nur hatte der Vater an ihm eine übermäßige Liebe des Geldes bemerkt; denn nichts ergötzte ihn mehr, als seine gesammelte Münze zu zählen und wieder zu zählen. Wenn er irgend ein Gold- oder Silberstück zum Geschenke erhielt, so steckte er es begierig in seine Sparbüchse, und er gab alles andere lieber weg, als etwas von seinem gesammelten Schatze.

Da fürchtete der Edelmann in seinem bekümmerten Vaterherzen, es möchte in dem Knaben überhand nehmen der Geiz, und er sann daher frühzeitig auf irgend ein Mittel, die junge Seele zu bewahren vor dem schändlichen Laster.

Er machte sich deßhalb eines Morgens auf, und gieng mit Wilhelm in eine ferne Gegend — über Berge und durch Wälder bis zur Mittagszeit. Die Sonne schien brennend heiß, und wie glühend war der Sand unter ihren Füßen. Den Knaben aber hungerte und dürstete sehr; denn sie hatten die Heimat verlassen, ohne etwas gegessen oder getrunken zu haben, und des Edelmanns Sohn hatte in seinem Leben noch niemals Hunger gelitten.

Sie giengen noch eine Strecke fort; da warf sich der Knabe kraftlos hin auf den Boden, und sprach: „Ach mein Vater! wie bin ich so matt an meinem ganzen Leibe, und ich verschmachte beynahe vor Hunger und Durst!!“ „Mein Sohn! erwiederte der Vater, „hast du denn nicht einige von deinen Gold- oder Silberstücken bey dir?“

Da schlug Wilhelm beschämt die Augen nieder, und sprach voll Unwillen: „Ach! was nützet mir dieß? sie können mir doch nicht stillen den quälenden Hunger und Durst. O wie gerne wollte ich itzt all mein Erspartes hingeben für ein Stück Brod, und einen Becher voll kühlenden Wassers!!“

Nun denn, sprach der Vater, so laß uns wieder heimwärts kehren; denn hier in dieser Wüste ist nirgends eine Quelle oder ein Bächlein, noch auch ein fruchtbarer Baum, daß wir Erquickung finden möchten. Der Knabe erhob sich, und sie wandelten schweigend den Rückweg. Da kam ihnen ein armes Weib entgegen, das einen Korb in der Hand trug, und sie um ein Almosen bat. „Liebes Weib!“ sprach Wilhelm hastig zu ihr, „was hast du denn hier in dem Korbe?“

„Etliche Stücklein Brod,“ versetzte das Weib, und eine Flasche voll Milch, — lauter milde Gaben, die ich vor den Thüren gutherziger Menschen erhalten habe.“

Itzt hüpfte Wilhelm auf vor Freude, griff eilig in seine Tasche und sprach: „Da, liebes Weib, nimm all mein Geld, was ich habe, und gieb mir dafür zu essen von deinem Brode, und zu trinken von deiner Milch.“

Das Weib gab ihm beydes, und der Knabe aß und trank nach Herzenslust. Das arme Weib aber dankte für das reiche Geschenk, und schied unter tausend Segenswünschen von ihnen.

„O mein Vater!" sprach nach einiger Weile der Knabe, „wie ist mir nun wieder so wohl, und wie hat das Labsal meine Seele erquicket!!"

Also, mein Sohn, versetzte der Vater, erquicket es auch die Seele des armen und elenden Menschen, wenn ihm vermögliche Leute von ihrer Habe ein Labsal bereiten, und ihn speisen und tränken von ihrem Ueberfluße, auf daß er Linderung empfange in seinem Elende. Und der erquickte Arme segnet seinen Wohlthäter, und der liebe Gott im Himmel siehet mit Wohlgefallen auf ihn hernieder, und lohnet ihm die Barmherzigkeit zeitlich und ewig. „O mein Vater!" sprach der Knabe, „nun erst weiß ich, wie wehe es thut, Hunger und Durst leiden müssen! Nun will auch ich, so viel ich vermag, speisen die Hungerigen, und tränken die Durstenden. Laß dir, liebster Vater, dankbar die Hand küßen, daß du mich gelehret hast, die Gaben Gottes weise zu gebrauchen." — — Und Wilhelm hielt Wort; denn von itzt an bekam er ein mitleidiges Herz; er behielt sein Spargeld nimmer in der Büchse; sondern gieng hin, und theilte es aus unter die Söldner seines Vaters, und unter die armen Kinder des Dorfes.

6. Das Weizenfeld.

Schon war die Wintersaat reif, und der Landmann hatte die Schnitter gesendet, den reichen Segen des Feldes in die Scheuer zu bringen. Da gieng

auch der edle Herr des Dorfes Lindheim mit seinem Sohne hinaus in das nahe Weizenfeld, wo seine Knechte und Mägde in Reihen standen, und jauchzend die unzähligen Schnitthäuflein einsammelten, um sie in Garben zu binden.

„Der Herr sey gelobt!“ sprach der Vater; „denn reich ist die Ernte des Ackers, und groß der Nutzen, welchen mir bringen wird der schöne, ergiebige Weizen!!“

Aber, mein Vater! sagte darauf der Sohn, warum hast du denn des edlen Weizens nicht noch mehr gesäet? Um wieviel reicher wäre die Ernte, wenn du auch noch jene Haber-Breite — dort neben dem Wäldchen damit angebaut hättest? Kärglich sproßte der Haber, denn das Unkraut erstickte den Saamen. Schöner und nützlicher wäre die Breite, wenn sie dir auch solch köstlichen Weizen hervorgebracht hätte.

Und darauf versetzte der Vater: „Es erzeuget aber, mein Kind! nicht jegliches Land auch jegliche Frucht. Soll das Ackerfeld Weizen hervorbringen, so muß es vorest mit aller Sorgfalt wohl vorbereitet, und mit treuem Fleiße gepflegt werden; denn „nur auf dem besten Grunde gedeihet das Edle.“

Also ist auch, mein Sohn, das Herz des Menschen der Grund, und sein Werk ist die Frucht, welche darin zur Reife gelangt.

Nur in einem guten, sorgsam gebildeten Herzen kann die edelste Frucht im Reiche Gottes — die Tugend gedeihen. Versäumet man aber die Bildung des Herzens für Wahrheit und Tugend, so wird das Herz böse und verdorben, und wie könnten

aus einem schlechten Grunde edle Früchte hervorgehen? Ein verwahrloseter Boden kann nichts, als Unkraut und Distel und Dornen erzeugen.

7. Der Rosmarin und der Lorber.

Neben einem Lorberbaume stand in bescheidener Schönheit ein Rosmarinstrauch. Da fieng der Lorber an, sich über den Rosmarin stolz zu erheben, und sprach also zu ihm:

„Wie klein und unbedeutend stehest du doch neben mir! denn sieh nur einmal herauf zu meiner herrlichen Krone; ihr Laub schmücket die Stirne des gewaltigen Siegers in Schlachten, der da Völker unterjochet, und Königreiche erobert.“

„Aber deine Blätter, lieber Bruder, träufen auch vom Blute der Völker,“ erwiederte in Demuth der Rosmarin. „Dagegen ein Kranz, von meinen Zweigen geflochten, krönet das Haupt reiner Jungfrauen und Jünglinge, die da überwinden den Feind ihrer Seele; und ein Sträußchen von mir schmücket noch die kalte Brust dessen, der da vollendet hat den letzten Kampf der Natur. Sind also deine Zweige dem Menschen ein Zeichen des Sieges über andere, so sind ihm die meinigen ein Zeichen des Sieges über sich selbst!“

Lorber. Die Glücklichen, welche ich kröne, staunet die Welt an, und erzeigt ihnen Bewunderung und Ehrfurcht —

Rosmarin. und blicket mit Furcht und Schrecken auf sie hin, und zittert vor den Schritten ihres Grimmes!! Die Auserlesenen aber, die ich bekränze,

genießen der Freundschaft edelmüthiger Seelen, und jedermann nahet sich ihnen mit Liebe.

Lorber. Wessen Stirne ich schmücke, dem eilet sein Volk frohlockend entgegen, und empfängt ihn mit Jubelgesang und lautem Triumphe —

Rosmarin. und in das Jubelgeschrey seufzen und weinen Tausende, die im Elende schmachten!! Den Edlen aber, deren Haupt ich schmücke, schaffe ich den Beyfall und die Ruhe eines guten Gewissens, und süßen Frieden mit ihren Brüdern — den Menschen.

Lorber. Die Namen der Helden, die ich kröne, werden in Erz und Marmor gegraben, und verewiget in köstlichen Denkmälern —

Rosmarin. welche der Zahn der Zeit allmählig zermalmet, oder die Nachwelt zertrümmert!! Dagegen die Namen der Helden, welche ich kröne, werden aufgezeichnet im Buche des Lebens, und sie stehen angeschrieben im Himmel.

Lorber. Die erhabenen Häupter, deren Zierde mein Laub ist, empfangen nicht selten zum Lohne ihrer Thaten Fürsten-Kronen von schimmerndem Golde und köstlichem Edelgestein —

Rosmarin. die ihnen nach wenigen Jahren ein Mächtigerer vielleicht, gewiß aber der Tod wieder entreißet!!

Dem Geschlechte der Auserwählten hingegen, deren Zierde ein Kranz von meinen Zweigen ist, tragen die heiligen Engel eine unverwelkliche Krone entgegen, die ewig ist, wie Gott, und wie die Freude des Himmels!

— — Jtzt verstummte der Lorberbaum; denn er konnte der Kraft der Wahrheit nicht widerstehen. Der Rosmarin aber grünte in neuer Schönheit und Anmuth; denn er hatte der Unschuld das Wort gesprochen.

Ihr Lieben, die ihr das leset! trachtet ihr nur, den schlauesten Feind in euerm Innersten, „die böse Lust“ zu besiegen, und so die Unschuld des Herzens zu bewahren: dann seyd ihr vor dem Richterstuhle der Weisheit größer und ehrwürdiger, als mancher Held, der mit Lorbern gekrönt ist. Denn man kann Völker besiegen, und dabey doch ein feiger und niedriger Sklave seiner Leidenschaften seyn. Wer aber sich selbst überwindet, der ist der achtungswürdigste Sieger, und der größte Held vor Gottes Angesicht.

8. Das Adler-Nest.

Ein Jäger durchstreifte mit seinem Knaben mehrmal ein nahes Felsengebirge. Hier befand sich in einer weiten Kluft das Nest eines Adlers. Der Knabe bat seinen Vater, er möchte ihm erlauben, das Nest in der Nähe zu betrachten. „Nicht doch, mein Sohn,“ sprach der Vater, „die Befriedigung deiner Neugierde würde dir übel bekommen; denn der Adler bewahret sein Ey mit gar zärtlicher Sorgfalt, und wehe dem, der es wagen wollte, sich demselben zu nahen, oder das Ey zu verletzen! Nach einiger Zeit aber fanden sie das Nest leer, und der Vater trat mit dem Knaben hinzu, und dieser betrachtete es nun von allen Seiten. Es war ge-

bauet aus künstlich verflochtenen Stäben und Ruthen, und durch Schilf und mancherley Zweige, wie mit Bindfaden, zusammengefüget. In der Mitte des Nestes aber lag die zerbrochene Schale eines Adler-Eyes.

„Aber sieh nur, mein Vater!" sprach itzt der Knabe, „das Ey liegt ja zerbrochen im Neste! verdienet denn wohl ein zerbrechliches Ding so zärtliche Sorgfalt?

Und darauf antwortete der Vater: „Der Adler, mein Kind, schützt und bewahret das zarte Ey nicht um des Eyes, sondern um des Adlers wegen, den das Ey einschließt. Einmal öffnet sich die Hülle, und der Adler gehet hervor, steiget auf zur Sonne, und kümmert sich nicht mehr der Hülle. Und hierin ist eine wichtige Lehre enthalten.

Mit gleicher Sorgfalt soll auch der Mensch seinen Leib schützen und bewahren vor jeglichem Schaden; denn er ist die Hülle des Geistes, und es kann dieser Hülle kein Leid widerfahren, ohne daß auch mitleide der edle Bewohner, der in ihr lebet und wirket. Daher sind wir es dem Leibe schuldig, um des Geistes willen seiner in vernünftiger Liebe zu pflegen, und ihn zu bewahren vor Unheil, bis die Stunde schlagen wird, da die Hülle zusammenfällt. Itzt schwingt sich der Geist zur lebendigen Geister-Sonne, von welcher er ausgieng, empor, um sie ewig zu schauen, und läßt die Hülle dem Staube zurück, von dem sie genommen ward.

9. Das gläserne Schüsselchen.

Die kleine Julie bekam einmal von ihrer Baase ein gläsernes Schüsselchen zum Geschenke. Es war mit lieblichen Blumen bemahlt, und rund herum mit goldenen Streifen verziert. Das Mädchen freute sich ungemein, als es das glänzende Geschenk erblickte, und es eilte hinweg von der Baase, und lief im Uebermaße der Freude nach Hause. Aber da stieß das eilende Mädchen gerade vor der Thüre des Hauses an einen Stein also, daß sie niederfiel auf die Erde. Ach wehe! mein schönes Schüsselchen! schrie sie, nachdem sie wieder aufgestanden war, und die Mutter erblickte, welche auf ihr Geschrey aus dem Hause gekommen war. Schluchzend erzählte sie der Mutter ihr Unglück, hob die Scherben auf, zeigte sie mit Wehmuth der Mutter, warf sie erzörnet auf die Strasse, und sprach: Pfui du brechliches Ding! ist deine Schönheit nur von so kurzer Dauer, so will ich auch die gleißenden Trümmer nicht länger mehr haben!"

Ungerecht ist dein Zorn, liebes Julchen, versetzte die Mutter; denn was kann doch das Glas dafür, daß du es nicht sorgsamer bewahrtest? Du weißt wohl, mein Kind! „unter allen brechlichen Dingen ist das Glas eines der brechlichsten; wird es aber fleißig bewahret, so kann man es unzählige Jahre unversehrt erhalten." Sieh, liebe Tochter, ein eben so brechliches Ding ist es um die Unschuld des Herzens. Wird sie nicht mit treuer Sorgfalt bewahret, ach! so ist es in einem einzigen unbewachten Augenblicke um das edelste Kleinod der Jugend geschehen.

Willst du aber deine Unschuld mit heiliger Treue bewachen, und jeder Gefahr mit Behutsamkeit ausweichen: so wirst du auch das kostbarste Kleinod unbefleckt erhalten, und mit ihm Friede und Freude in deinem Herzen bewahren.

10. Die Weide.

Isidor, ein kluger und bescheidener Dorfsführer, wandelte einst durch die Auen, worauf die zahlreichen Heerden des Dorfes weideten. Er trug eine Axt auf der Schulter; denn er wollte sich einige Stäbe abhauen, um die jungen Baum-Stämme daran zu binden, die er neben seinem Hause gepflanzt hatte. Auf dem Wege traf er Michel, den gutmüthigen Hirtenknaben an, welcher neben dem Schmerlenbache saß, und die hellen Thränen in das Bächlein weinte.

Armer Knabe, sprach Isidor mitleidig, warum weinest du so bitterlich? Ich sollte nicht weinen? antwortete schluchzend der Knabe, ach! es lief mir ein Lamm von der Heerde! Ich eilte ihm nach. Da fand ich es unter den Händen eines Knaben, der es neckte. Glücklich befreyte ich es aus den Händen des Unbarmherzigen. Aber nun brach er einen Ast von dieser Weide da, und schlug aus allen Kräften auf mich und auf das Schäfchen. Da setzte das erschreckte Thier über den Bach; der Knabe aber lief davon, und ich sitze nun da, und kann nicht hinüber, um das arme Schäflein zu holen. Fluchen möchte ich diesem Unglücksbaum da. O du böse, böse Weide! wärest du nicht hier gestanden, ich hätte sicher mein liebes Lamm noch, und dürfte nicht weinen!

Deßwegen darfst du nicht weinen, lieber Michl, sprach Isidor mit freundlicher Stimme. Steh auf, laß uns einige starke Aeste von dem Baum hauen, und damit ein Brücklein über den Bach machen. Dann magst dn hinübergehen, und dein Schäfchen suchen. Sie machten es so, und als das Brücklein fertig war, gieng Michl hoffend hinüber, blies auf seiner Hirtenflöte, und sieh, das Schäflein folgte dem gewohnten Schalle der Flöte, und kam hervor aus dem Dickicht des nahen Gesträuches, und Michl sprang voll Freuden dem lieben Thier entgegen, und führte es frohlockend über das Brücklein zurück.

Nun Michl, sprach Isidor, willst du der Weide noch zörnen? War denn der Baum Schuld daran, daß du das Lämmlein verlorest, oder der muthwillige Knabe? Und sind nicht das Brücklein, das dich zu deinem Schäfchen hinüberführte, und die liebliche Flöte, womit du es locktest, sind sie nicht beyde von dem nämlichen Baume?

Sieh, liebes Kind, es kömmt jede Gabe des Himmels gut aus der Hand Gottes, und sie wird nur in der Hand des Menschen mißbrauchet zum Bösen. „Dieselbe Sonne macht das Wachs weich, und die Erde hart.“ Aus derselben Blume sauget die Spinne Gift, von welcher die Biene Honig einsammelt.“ Und eben so wird dieselbe Gottes Gabe, womit der edle Mensch wohlthut und segnet, in der Hand des Bösen ein Werkzeug des Verderbens. Ich danke dir, Vater Isidor, für den weisen Rath und die lehrreichen Worte, sprach Michl, küßte ihm die Hand, nahm das Lamm auf seine Schulter, und trug es frohlockend zur Heerde zurück.

11. Die Fliege.

Ein Vater saß eines Abends mit seinen zwey Söhnen in dem Schatten der Gartenlaube. Da erblickte Florian, der ältere Knabe, in dem Ecke der Wand ein großes Spinnengewebe, und die Spinne war eben daran, eine Fliege, die sich in ihrem Netze gefangen hatte, zu haschen.

„Wart, du böses, heimtückisches Thier!" sprach Florian zur Spinne, "du sollst mir die Beute nicht haben!" und befreyte die arme Gefangene.

„Dein Mitleid, lieber Bruder," sprach Kaspar, der jüngere Knabe, ist wohl am unrechten Orte. Wie möchte ich mich doch der verachteten Fliege erbarmen; deren Unverschämtheit uns oft so lästig und zuwider ist?"

„Du irrest, mein Brüderchen," antwortete darauf Florian. Ich denke vielmehr, es wäre schön und edel gehandelt, einem jeden Geschöpfe, möge es gleich verachtet und lästig seyn, Mitleiden erzeigen, und es aus Noth und Gefahren erretten. Nicht wahr, liebster Vater?

Ja wohl ist dieses schön und edel, sagte darauf der Vater. Möchtet ihr, lieben Kinder, nur immer an jeglichem Menschen, auch an eurem Feinde, gleiche Milde und Sanftmuth üben, und ihm das Böse mit Gutem vergelten!"

Aber sag mir doch, lieber Vater, so fragte itzt Kaspar, wie kann denn die Fliege mit ihren unzählbar vielen Augen — dennoch so blind und so dumm seyn, in das Netz der Spinne zu gehen? Und darauf antwortete also der Vater: „Die lüsterne Fliege,

mein Kind, eilet leichtsinnig nur immer von einer Lockspeise zur andern, und sieht, von der leidenschaftlichen Begierde geblendet, nichts, als die Lockspeise, darnach sie gelüstet, und so stürzet sie, mit ihren vielen tausend Augen wie blind, in das Fangnetz. Und eben so, liebe Kinder, ergehet es auch dem Leichtsinn der Jugend, welcher gedanken- und sinnlos von Genuß zu Genuße herumschwärmt, und in der leidenschaftlichen Hitze die Gefahren und Abgründe, an denen er schwebet, nicht sieht, bis er hineingestürzt ist. Denn Leichtsinn und Leidenschaft sind blind, weil sie nicht sehen wollen; und wer nicht sehen will, dem können hundert tausend Augen nichts nützen.

12. Die Rosen-Knospen.

Theodor und seine Schwester Marie hatten einen Rosenstock, welcher ihnen besonders lieb war, und dessen sie pflegten mit emsiger Sorgfalt.

Beyde standen eines Tages neben dem Stocke, welcher Marie gehörte. Diese betrachtete ihn lange — in tiefen Gedanken versunken, und ihr Herz war betrübt. Da sprach der Vater, welcher ihnen zusah: „Was für Gedanken führest du doch in deiner Seele, meine Tochter; denn dein Antlitz ist nicht so heiter wie sonst?

Ach mein Vater! erwiederte Marie, ich hatte mir einige Knospen, die sich am Strauche zuerst bildeten, sorgfältig gemerkt. Vor wenigen Tagen noch erhoben sie ihr Haupt schön und anmuthig gegen den Himmel, und itzt — stehen sie da blätterlos

und verwelket! Da dachte ich in meinem Sinne: Die Rose ist so schön von Gestalt, und doch hat sie keinen Bestand; denn sie währet von heute auf morgen! und dieß ist es, was meine Seele betrübet; denn ich liebe die Rose vor allen Blumen des Gartens.

Und darauf versetzte der Vater: „Auch die Rose, meine Kinder, ob sie gleich unter den Blumen die edelste ist, hat das nämliche Schicksal, wie alle ihre Schwestern: sie entstehet, ist nur ein Weilchen, und vergehet dann wieder.“

Und dasselbe Schicksal mit allen erschaffenen Dingen hat auch der Mensch. Ob er gleich unter den Geschöpfen der Erde das edelste ist, so ist doch sein Leib hinfällig, und sein Leben von kurzer Dauer. Denn schnell, wie die Zeit der Knospen, eilet die Zeit der blühenden Jugend vorüber; flüchtig sind die Tage des männlichen Alters, wie die Dauer der entfalteten Rose, und die Jahre des Greises rücken heran bald und unvermerkt, wie das Welken der Blume. — Darum, lieben Kinder, saget ja niemal: „wir sind noch jung; sind wir erst älter geworden, dann wollen wir weise seyn, und thun, was Gott und den Menschen gefällt.“ Nicht also, meine Kinder! sondern ihr könnet nicht zu frühe anfangen, zu arbeiten und Gutes zu wirken; denn schnelle und unvermerkt erscheinet die Nacht, da niemand mehr wirken kann.

Indeß der Vater also redete, naheten sie sich dem Stocke, welcher Theodor gehörte. Dieser war ihnen schon vorangesprungen, und betrachtete mit geschäftiger Freude eine Rose nach der andern. Da erblickte

er auf einmal eine Knospe, die angefressen war bis auf den Blumenkelch hinein, und es hiengen nur noch einige zerrissene Blättlein am Stengel. Der Knabe jammerte sehr, und sprach: „Ach, lieber Vater! sieh nur, die allerschönste Rose ist mir nun auf einmal verdorben!!

Da seht ihr, lieben Kinder," erwiederte darauf der Vater, daß nicht jegliche Knospe zur Blume gedeiht. Raupen und Würmer zerfressen, oder muthwillige Kinder verderben sie gar oft schon in ihrer ersten Blüthe. Und also geschieht es nicht selten auch an dem Menschen. Wer zur vollen Gesundheit und männlichen Kraft gelangen will, der muß von Jugend an seinen Leib in aller Zucht und Ehre bewahren; denn der Leichtsinn, der mit dem Menschenleibe umgeht, wie muthwillige Buben mit Blumenknospen, und die schändlichen Handgriffe der Verführung — haben schon unzählige Jünglinge und Mädchen verdorben, und ins Grab gestürzet in ihrer schönsten Blüthe.

Darum, lieben Kinder, haltet euern Leib heilig, wie die edelste Blume im Garten Gottes, die man pfleget in Liebe und in aller Wachsamkeit bewahret vor Schaden, damit sie gedeihe. Achtet ihn über alles hoch, wie ein heiliges Gefäß, das man mit aller Sorgfalt in Acht nimmt, und kaum zu berühren waget, um nichts daran zu verderben.

Und wenn ihr das thut, so werdet ihr einst, der reifen Blume gleich, schön und kräftig dastehen, also, daß euer Anblick Himmel und Erde ergötzen müße.

13. Das Fischangeln.

Gottfried saß oft an dem Bache, welcher hinter dem Hause seiner Eltern vorbeyfloß, und angelte Fische. Ein junger Erlenbaum stand neben dem Bache, und der kleine Fischer hatte sich immer im Schatten des Baumes gelagert; denn es schützte ihn das dichte Laub vor dem brennenden Sonnenstich, und die Fische suchten den Schatten, und er konnte sie hier am leichtesten fangen. Hatte er nun etliche Fische bekommen, so trug er sie freudig nach Hause, und wenn sie die Mutter ihm kochte, so aß er ein Fischlein, welches er selber gefangen hatte, viel lieber, als die kostbarste Speise; „denn am süßesten schmecken die Früchte des eigenen Fleißes.“

Gottfried hatte eines Tages lange vergeblich geangelt; da riß auf einmal ein schwerer Fisch an dem Angel, und Gottfried zog eilig, und er zog, was er konnte, mit beyden Händen, und sieh! ein großer, großer Hecht war an dem Angel, und der Knabe freute sich schon in seinem Herzen des glücklichen Fanges.

Aber da streifte der unvorsichtige Junge im Taumel der Freude den zappelnden Fisch durch die Aeste des Baumes, und der schöne Hecht war schnell wieder los, und in das Bächlein gefallen.

Ach! wehe! schrie Gottfried, und warf zornig die Angelruthe von sich, weinte vor Aerger, und lief in der Hitze des Unwillens hinein in das Haus, holte eine Axt, und hieb die Erle mühsam zu Boden. „Fort mit dir, feindseliger Baum!“ sprach er, „damit „du mir nicht ferner meine Freuden verderbest.“

Aber der thörichte Junge wußte nicht, was er that! denn er hatte sich itzt sein unschuldiges Spiel selber auf immer verdorben. Da die Fische den geliebten Schatten nicht mehr fanden, so biß auch keiner mehr an dem Köder, und so stand und saß der arme Knabe oft halbe Tage am Bächlein, schwitzte, ohne Schirm vor der brennenden Hitze, erbärmlich, und vermochte nichts mehr zu fangen. Da fragte ihn einmal der Vater: „Aber sag mir doch, Gottfried! immer noch gehst du so emsig ans Bächlein, und kommest allzeit so erhitzet, und mit leeren Krüglein wieder zurück?"

Da ward der Knabe traurig, und schlug seine Augen nieder zur Erde. „Ach, mein Vater! ich habe übel gethan, und die voreilige That schon vielmal bereuet —! so sprach er, und erzählte dem Vater, was ihm begegnete.

Und darauf erwiederte also der Vater: „Mein lieber Sohn! allzeit ergehet es so, wenn man mit Leidenschaft thut, was die Hitze der Ungeduld eingiebt. „Es entsteht immer aus dem Schädlein ein zwey und dreyfacher Schaden." „Das kleinere Uebel gelassen ertragen, und es für die Zukunft durch kluge Vorsicht verhüten:" Dieses, mein Sohn, ist weise gehandelt.

Möge dieses das erste und letzte mal seyn, daß du, durch eigenen Schaden belehret, eine voreilige That zu spät bereuest!!

14. Die Lerche.

Simon, ein siebenzigjähriger Landmann, war in steter Gottesfurcht und Arbeitsamkeit alt geworden. Seine silberweißen Haare waren eine rechte Ehrenkrone für ihn; denn er hatte sie gefunden auf dem Wege der Gerechtigkeit, und er war deßhalb und seiner Klugheit und vielen Erfahrungen wegen überall geliebt und geehret, und von Jung und Alt mit Recht Vater Simon genannt.

An einem heitern Frühlings-Morgen, da die Blumen und Pflänzlein des Feldes schon blühten, und das hohe Lied der Lerche die Freuden des jungen Lenzes verkündete, pflügte Simon für die kommende Sommersaat seinen Acker, und er war noch so munter, wie mancher in den Jahren der Jugend nicht ist, und dabey freundlich, wie die neubelebte Natur um ihn her.

Neben ihm wandelte Stephan, ein junger und redlicher Mann, welcher vor kurzem die Wirthschaft des Hauses übernommen hatte; denn es waren ihm seine Eltern gestorben.

„Vater Simon! so sprach er, mein Herz hat dich allzeit verehret; denn du verstehest zu rathen, und klugen Bescheid von mancherley Dingen zu geben; auch hast du viele Jahre hindurch die Mühe des Lebens erfahren, und gewirthschaftet im Segen; denn Gottes Hand war sichtbar mit dir!

Sieh, ich bin noch jung, und des weisen Rathes der Alten bedürftig. Wohlan denn, so sag mir: was soll ich thun, damit mein Leben ähnlich dem Deinigen werde und daß Gottes Segen auch in meinem Hause einkehren möge?

Da zeigte ihm Vater Simon hinauf gegen den Himmel, und sprach: „Du lieber Sohn meines seligen Nachbars! siehst du dort in hoher Luft schweben die muntere Lerche? Sie lehret dich, was du von mir begehrest.

Sieh, in dem Acker sucht sie ihre Nahrung, und sie lebet und webet zwischen den Furchen der Erde; aber sie schwingt sich auch singend zum Himmel empor, und jubelt ihr Lied, und läßt sich dann wieder zur Erde hernieder.

Also, mein Stephan, ist auch jeglichem Menschen, er mag Bürger seyn oder Bauer, auf und zwischen der Erde sein Tagwerk beschieden, jedem auf seine, und jedem auf andere Weise. Da soll denn auch der Mensch treulich die Hand an sein Werk legen, und sich nicht verdrüßen lassen der Mühe; denn es stehet geschrieben: „Du sollst dir dein Brod im Schweiße deines Angesichtes verdienen!" Aber von der Erde soll er sein Herz zu dem Himmel erheben, und beten mit Andacht; denn die Kraft und der Segen kommen von oben herab, und dann — mag er wieder neugestärkt schalten und walten. Unter Arbeit und Gebet wird auch dein Leben schön und im Segen dahinfließen; denn es bleibt ewig wahr, was das Sprichwort sagt:

„Arbeit mit Gebet verbinden,
„Macht uns Gottes Segen finden."

Vater Simon griff nun wieder an seinen Pflug; Stephan aber dankte ihm mit gerührter Seele für die lehrreichen Worte, und bewahrte sie sorgfältig in seinem Herzen

15. Die Pfütze und das Bächlein.

An einem freundlichen Morgen wandelte ein Landmann mit seinen zwey Söhnen hinaus in das Feld. Der Weg führte sie an einer Pfütze vorbey. Christian, der jüngere Sohn, verhielt sich die Nase. Pfui, der abscheulichen Grube! sprach er; laß uns, lieber Vater, vorübereilen; denn unerträglich ist der Geruch des faulenden Wassers. Laß uns, antwortete darauf der Vater, lieber einen Augenblick verweilen; denn auch diese Pfütze soll euch, meine Kinder, ein ernsthaftes Wort der Lehre verkünden.

Wie, sprach Christian mit Verwunderung, die garstige Sache sollte uns etwas zu lehren vermögen? Ja freylich, versetzte der Vater; denn der liebe Gott hat ja in der Natur deßwegen das Häßliche neben das Schöne gestellet; damit dieses um so lieblicher erscheine, und das Herz des Menschen desto leichter gewinne. Und so bleibt auch das Häßliche lehrreich für uns.

Nun denn, lieber Vater, sprach Wilhelm, der ältere Sohn, ich bitte dich, verkünde uns das Wort der heilsamen Lehre!

Und darauf begann der Vater also zu reden: „Diese Pfütze, lieben Kinder, stellet euch dar ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen. — Wasser, welches immerdar steht, muß endlich verderben, und faul werden.

Also verdirbt auch der Mensch, und versinket in Thorheit und Sünde, wenn er sich hingiebt dem schändlichen Nichtsthun; denn Müssiggang ist jeglichen Lasters Anfang. — Verdorbenes Wasser ist unge-

nießbar für Menschen und Vieh; denn nur Krötten und Molche suchen darinn ihren Aufenthalt, und an seinem Rande findet ihr nichts, als Brennessel und stechende Disteln. Also auch, meine Kinder, stehet der verdorbene Mensch da — ohne Nutzen und Werth für die Welt — als eine elende Last seiner Brüder, und in seinem Innersten naget das brennende und stechende Gefühl eines bösen Gewissens. — Auch sehet ihr, wie selbst das Bild der herrlichen Sonne nur dunkel und fast erloschen wiederstrahlet aus dem trüben, schlammigen Sumpfe.

So, meine Lieben, verfinstert sich auch das Gemüth des versunkenen Menschen, und es erlischt in ihm allmählig das Bild der Gottheit. Ach! des armen unglücklichen Menschen, der da ohne Gott — in Nacht und Finsterniß wandelt!!

So sprach der Vater, und gieng nun hinab in das nahe Wiesenthal. Die Söhne folgten ihm schweigend und sinnend; denn sie nahmen die Worte des Vaters zu Herzen. Da faßte Wilhelm seine Hand, und sprach: „O liebster Vater! du hast uns ein Bild des bösen, verdorbenen Menschen gegeben; gieb uns nun auch ein Bild des guten, edelmüthigen Mannes!

Dieß kann ich leicht, versetzte der Vater. Ein solches Bild stellt euch vor Augen das klare Bächlein, welches durch unser Wiesenthal rinnet. Seht es nur an: — In steter Bewegung rieselt es fort, und darum ist auch sein Wasser so frisch und so helle. Dankbar empfängt der durstige Wanderer von ihm den kühlenden Trank, und in kleinen Kanälen ergießet sich Segen über die nahen Gefilde.

Also auch, meine Kinder, lebet der Edle in beständiger Thätigkeit, und wird niemal müde, Segen zu schaffen, und wohlzuthun allen, die nach Erquickung verlangen.

— Die Ufer des Bächleins bekleiden liebliches Grün, und mancherley Blumen: das stille Veilchen und das zarte Vergißmeinnicht, und jedermann lustwandelt gerne daneben.

Also auch wohnet in der Brust des edlen Menschen die stille Freude, und jedermann nahet sich ihm mit Vergnügen, und die dankbare Menschheit vergißt nimmmermehr, ihn ihren Liebling zu nennen. —

Die Sonne endlich bildet sich ab in dem hellen, reinen Spiegel des Bächleins, und verschönert das Wasser. Also auch spiegelt sich, und wiederstrahlet in dem reinen Gemüthe des Edlen das Bild Gottes. Dieser glänzende Wiederschein verkläret sein Antlitz, und gießet darüber aus eine unbeschreibliche Milde und Anmuth. —

Kinder! sprach itzt der Vater, welches von beyden Bildern gefällt euch nun besser?

Das zweyte, liebster Vater, o das zweyte! antworteten die Söhne, und riefen einmüthig: „Wäre ich — o Bächlein — dir gleich!

16. Die Rose.

Munter gieng die kleine Zäzilia an einem heitern Morgen im Garten umher, und suchte ein Paar wohlriechende Blumen, um damit ihrer lieben Mutter eine Freude zu machen.

Sie sprang auf den nächsten Rosenstock zu, und brach hastig die allerschönste Rose. Ach! schrie sie, und warf die Rose unwillig von sich, lief weinend und weheklagend zur Mutter, und zeigte ihr das blutende Händchen, und zwey lange spitzige Dörner darin, und erzählte ihr den Unfall mit bitterer Wehmuth.

Armes Mädchen! erwiederte die Mutter, das hast du dir selber gethan! Hättest du die Rose mit Bedachtsamkeit und langsam gepflücket, so hättest du weislich die Dörner vermieden, und die schöne Blume erhalten — ohne einigen Schmerz.

Sehet, ihr Lieben, sprach itzt die Mutter zu den übrigen Kindern, wie es Zäzilien mit dem Pflücken der Rose ergieng, so ergeht es dem Menschen mit dem Genuße irdischer, auch schuldloser Freuden. Wer ihrer mit leidenschaftlicher Hitze, und ohne kluge Vorsicht genießt, dem werden nicht selten anstatt des Genußes, gewiß aber nach dem Genuße, Schmerz und bittere Wehmuth zu Theil.

Geliebteste Mutter! versetzte hierauf Herman, der ältere Sohn, dachte ich doch immer: die unschuldigen Freuden der Erde könnten genoßen werden ohne einiges Leid?

Du irrest, mein Sohn, antwortete die verständige Mutter; die Wahrheit ist diese:

Auch der schuldlosen Freuden sind zum Beweis ihrer irdischen Abkunft, Leiden auf den Rücken gebunden, wenn sie mit irdischem Sinne, d. h. mit Heftigkeit und unkluger Hitze — genoßen wird. Wird sie dagegen mit himmlischem Sinne, d. h. mit dankbarem Anfblick zum Himmel, mit Mäßigung und weiser Vorsicht genoßen, so ist sie erquickend,

wie lieblicher Rosenduft — ohne den Stachel der Reue, und ohne schmerzliche Nachwehen.

17. Blüthe und Frucht.

Im hellen Schimmer des Morgens wandelte Theodor neben seinem Vater im Garten. Es war in den ersten Tagen des freundlichen Mays, und die Bäume blüheten alle.

Theodor stand itzt neben dem Birnbäumchen, welches ihm an seinem letzten Geburtstage der Vater geschenkt hatte. Die Blüthe des Bäumchens aber glänzte in den milden Strahlen der Sonne.

Nicht wahr, mein Vater, sprach Theodor, die Bäume sind doch niemals schöner, als zur Zeit des Frühlings, da die volle Blüthe unser Auge ergötzet?

Ja wohl, versetzte der Vater, sind die Bäume schöner im Frühlinge, da uns ihre wunderschöne Blüthe so wohl gefällt; aber nützlicher sind sie im Herbste, wo sie mit Früchten beladen da stehen, welche sie uns zur Erfrischung darbieten. Also, mein Sohn, ist auch der Jüngling schöner in der Blüthe seiner früheren Jahre; aber nützlicher ist er als Mann einst, da die Blüthe in ihm sich gebildet haben wird zur reifen Frucht, welche ihn zum Segen der Menschheit machet. Aber sag mir, mein Vater, so fragte Theodor, was ist denn die Blüthe des Jünglings, die ihn so schön macht?

Das sanfte Erröthen der Unschuld, antwortete der Vater und die edle Gebärde der züchtigen Scham —" Dieses, mein Sohn, ist die Blüthe der Jugend, und ihre eigene Schönheit.

Am nämlichen Abende zog ein schweres Gewitter herauf, und verbreitete sich über die Gegend. Der ganze Himmel schien im Feuer zu stehen, und Schlag auf Schlag krachte schrecklich der Donner. Das Gewitter war von einem furchtbaren Sturme begleitet, und im nahen Walde brachen mehrere Eichen entzwey.

Als sich der Sturm endlich gelegt hatte, gieng der Vater mit Theodor hinaus, um die Verwüstung zu sehen, welche der Sturm angerichtet hatte. Da standen nun die meisten Bäume entstellet, denn durch das Gewitter waren die Blüthen abgerissen oder verdorben. „Ach, ihr armen Bäume! sprach Theodor, nun ist eure Schönheit auf einmal verschwunden!!

„Und mit der Schönheit die Hoffnung des Nutzens, setzte der Vater hinzu; denn wie sollten sie Frucht bringen können ohne die Blüthe?

Und wie könnte der unglückliche Jüngling ein nützlicher Mann werden, welcher nicht mehr erröthet vor jedem Gedanken und Worte, das ihm die Scham verbeut!? Darum, o Theodor! bewahre die schöne, kostbare Blüthe der Jugend; denn ist einmal diese vernichtet, so ist auch die Hoffnung guter Früchte verloren.

18. Das Steinwerfen.

Joseph und Andreas waren zwey Brüder. Eines Tages warfen sie mit Steinen nach einem ausgesteckten Ziel in die Wette. Lange hatten sie sich in Liebe miteinander unterhalten, und sie freuten sich sehr des unschuldigen Spieles. Aber da trafen sie einmal beyde so nahe ans Ziel, daß jeder die Wette

wollte gewonnen haben. Es entstand ein heftiger Streit unter den Brüdern; denn ein jeder sagte: „Ich habe Recht; mein Stein ist der nächste beym Ziel.“ So stritten sie lange gegen einander. Da hob in der Hitze des Zorns Joseph seinen Stein von der Erde, und that damit einen gewaltigen Wurf auf den Stein seines Bruders, also, daß der getroffene Stein in mehrere Stücklein zerbrach. Andres ward darüber erbittert, und er fiel, wie wüthend über Joseph her, und wollte ihm ein Leid anthun. Aber der Vater, welcher ihnen nicht ferne zusah, kam herbey, und stiftete Frieden unter den entzweyeten Brüdern.

Schämt euch, Kinder! so sprach er, der wilden Hitze um einer solchen Kleinigkeit wegen.

Sehet hier an den Trümern des Steines den endlichen Ausgang des unbändigen Zornes!

Wenn ihr zwey harte Steine aneinander stoßet, so wird einer oder der andere immer zerbrechen. Werfet ihr aber den härtesten Stein auf weichen Grasboden hin, so wird der Stein unverletzt bleiben.

Also, meine Lieben! muß es auch immer zu Zank und Hader, ja wohl zu Verwundung und Todtschlägen kommen, wenn erhitzte Menschen aneinander gerathen, deren einer dem andern nichts nachgiebt. Begegnet dagegen dem Zornigen ein sanftmüthiger Mensch, der ihm mit Liebe auszuweichen versteht; so bleibet der Friede ungestört unter ihnen.

Darum, lieben Söhne, hasset den Zorn und die leidige Zanksucht; befleißt euch dagegen der Sanftmuth und der Geduld, und merket es euch euer ganzes Leben lang: „Ein Quintlein Geduld

ist mehr werth, als hundert Heuwägen voll Recht."

Beschämt sahen die Knaben einander an, und so oft sie in Zukunft wieder die aufbrausende Hitze anwandelte, da erinnerten sie sich der Worte des Vaters, dachten an den zerbrochenen Stein, und sie wichen einander aus in Liebe und Sanftmuth.

19. Nichts und Alles.

Ein frommer Vater saß einmal mit seinen Kindern im Schatten der Linde, welche neben seinem Hause stand, und genoß unter lehrreichen Gesprächen mit ihnen das Abendbrod. Er redete mit ihnen von den mancherley Wünschen der thörichten Menschen, daß sie immer nach etwas Anderm verlangen, und daß nur die wenigsten das Rechte begehren."

Da meynten die Kinder, sie wollten schon etwas Rechtes, und wohl das Allerbeste verlangen, wenn's nur auf ihren Wunsch ankäme.

Nun denn, sprach der Vater, so laßt einmal hören? was würdet ihr euch denn wünschen? Da fieng das jüngste Töchterchen Brigitte an: „Ich, lieber Vater, wünschte mir, daß ich recht schön wäre; denn die Schönheit gefällt jedermann wohl; auch hat man ja schöne Leute überall lieb." — „Eitles Ding — mit deiner Schönheit!" fiel ihr Gottlieb, der nur ein Paar Jahre älter seyn mochte, in die Rede. Weißt du wohl, wie schön unsers Nachbars Fritze noch vor drey Monaten war, ehe ihn die Blattern so häßlich machten? Was hat er nun von seiner Schönheit? Und dann hast du ja von einem schönen Gesichte auch nicht zu essen, wenn

dich hungert! Da will ich mich gerne um Schönheit nichts kümmern; sondern ich wünschte mir lieber, daß ich recht reich wäre; denn Geld regiert die Welt, und Reichthum verschaffet uns alles, was wir nur wollen.

Lieber Bruder! sprach itzt Konrad der älteste Sohn, auch du hast noch nicht das Beste gewählet. Denn sieh, Reichthum kann so schnelle dahin seyn, wie Schönheit, und wenn du mitten im Gelde sitzen und dabey ein dummer Wicht seyn würdest; so wärest du denn doch nirgends geachtet. Da wünschte ich mir lieber, recht verständig zu seyn. Denn der Verstand überlebet Schönheit und Reichthum, und erwirbt uns Ansehen und Liebe bey allen vernünftigen Menschen.

Mit froher Selbstgefälligkeit, als hätte er das Rechte getroffen, blickte itzt Konrad auf zu dem Vater und sprach: „Nicht wahr, lieber Vater, mein Wunsch ist der Beste?

Der Vater schwieg, sah nieder zur Erde und schrieb mit seinem Stabe etwas in den Sand. Es waren einige Nullen. „Was schreibest du denn hier auf die Erde? mein Vater! so fragte itzt Konrad."

„Die Antwort auf deine Frage," erwiederte der Vater. „Denn sehet, lieben Kinder, Schönheit, Reichthum, Verstand und alle andere Güter der Erde sind in den Augen des weisen Mannes Nichts; sie gleichen eben so vielen Nullen. Alle diese, und noch mehrere Nullen gelten nichts ohne Eins. Setze ich aber Eins hinzu, (er setzte vor die Nullen im

im Sande das Ziffer 1) so hat nun das, was vorher nichts galt, einen sehr großen Werth.

Dieses Eine aber, lieben Kinder, ohne welches alle Güter, die wir besitzen, nichtig und null sind, und mit welchem wir alles haben, was uns wahrhaftig noth thut, ist Gottesfurcht und Tugend. Denn es machet die Tugend allein den Menschen wahrhaft, schön und reich, weise und glücklich.

20. Der kleine Ritter.

Ein weiser Vater, Wohlmuth mit Namen, wandelte eines Tages mit seinen Kindern durch die Fluren des Dorfes, und siehe, da erblickten sie nah' an dem Wege einen Knaben, der da auf einem Pferde einherritt, und die Jugend des Dorfes hüpfte um ihn her, und schaute ihm zu. Der kleine Ritter lenkte den muthigen Gaul am Ziegel, und das wohlgezügelte Thier folgte seiner Leitung, wie ein sanftmüthiges Lamm an der Schnur folget dem Hirten, und die Jugend des Dorfes freute und verwunderte sich sehr über die Geschicklichkeit des reitenden Knaben, und klatschte ihm Beyfall zu. Er aber saß und trabte einher stolz wie ein Sieger.

Aber der laute Beyfall machte ihn kühner, und er wollte itzt noch mehr gefallen durch allerley Wendungen. Da fiel dem unvorsichtigen Jungen, im Taumel der Freude, der Zügel aus den Händen, und das Pferd sprengte mit ihm über Steine und Stoppeln davon. Schreyend und jammernd liefen die Knaben ihm nach, aber hinter einem Hügel war

ihnen das Pferd mit dem Reiter schnell aus den Augen verschwunden.

Ach des armen Knaben! was wird nun aus ihm werden? riefen Wohlmuths Kinder; denn es war ihnen bange und traurig in ihrem Herzen.

Da sprach nach einiger Weile der sinnreiche Vater: Seht, lieben Kinder! gleich einem wilden unbändigen Thier ist die böse Begierde im Menschen. Wird sie durch stete Wachsamkeit wie am straffen Zügel gehalten, so herrschet der Mensch über sie, wie ein heldenmüthiger Sieger, und sein köstlichster Lohn ist Ruhe in seinem Gewissen, und der Beyfall Gottes und seiner heiligen Engel.

Folgt aber der Mensch ohne Zaum und Zügel dem blinden Trieb der Begierde, so herrschet sie über ihn, und reißet ihn fort in einen Abgrund, darinn er verloren geht ohne Rettung. Kaum hatte der Vater also gesprochen, da kamen zwey Jünglinge über den Hügel mit der Freudenbothschaft zurück: „Der kleine Ritter ist glücklich geborgen; denn es kam ein rüstiger Wandersmann desselben Weges, den das Pferd lief, und er fiel mit gewaltiger Hand dem schäumenden Thier ins Gebiß, und führet es nun sammt dem Knaben nach Hause." Da freuten sich Wohlmuths Kinder der fröhlichen Nachricht, und sprachen: „Wohl dem Knaben, daß er den freundlichen Wanderer fand!"

Ja Wohl ihm, erwiederte der Vater, und Wohl dem Jüngling und jeglichem Menschen, der da, hingerissen von der Begierde, bereits am Abgrunde schwebet, Wohl ihm, wenn er noch findet einen liebenden

Freund, welcher ihm mitleidig die Hand reicht, und ihn rettet aus dem nahen Verderben!

21. Der Mond.

Schweigend ruhte die Erde im sanften Schimmer des Mondes. Der Himmel war heiter, und nur hie und da zog ein Wölklein vorüber. Da wandelte ein Vater mit seinem Knaben nach Hause; denn sie hatten miteinander einen lieben Vetter besuchet, und sich ein wenig verspätet. Der Knabe sah immer mit besonderm Wohlgefallen hinauf zu dem Monde. Sieh nur, mein Vater! so sprach er; zu der mächtig strahlenden Sonne könnte ich nicht aufblicken, ohne geblendet zu werden! Aber der liebe Mond glänzt so freundlich hernieder, und sein Licht — wie ist es so mild, so sanft, so bescheiden! Du weißt wohl, mein Sohn, antwortete darauf der Vater, der Mond hat keinen eigenen Glanz, sein Licht ist von der Sonne; und es ist gerade, als ob er dies wüßte, und darum so stille und demüthig zwischen den Sternen wandelte, und es ist seine Gestalt nur desto milder und lieblicher. — Also, mein Kind, ist es auch mit dem gottesfürchtigen Menschen. Weil er wohl weiß, daß jegliche Tugend nicht bloß sein Werk, sondern vornehmlich Gottes Geschenk ist, indem wir, ohne Licht und Kraft von oben, nichts Gutes zu wirken vermögen: so geht er einher unter seinen Brüdern — still und voll Milde und Demuth, und seine Seele ist darum nur schöner vor Gott und den Menschen.

Kaum hatte der Vater dieses geredet, so zog eine dunkle Wolke daher, und verhüllte den Mond —

wie hinter einem dichten Schleyer. Da jammerte der Knabe, und ward böse auf die feindselige Wolke.

Sey ruhig, mein Sohn, sagte der Vater, und harre des Ausgangs! denn sieh, die dunkle Wolke ziehet vorüber, und der liebe Mond wird herrlicher wieder hervortreten. Und also geschah es auch. Bald war die Wolke gewichen, und der Mond gieng hervor, und sein Licht schien in neuem Glanze zu strahlen. Da freute sich das Herz des Knaben sehr, und der Vater sprach also zu ihm: „Sieh, mein Kind, wie dem Monde, so geht es gar oft auch dem gottesfürchtigen, tugendhaften Menschen. Es giebt nämlich in der Welt überall Nichtswürdige, die da im Finstern wandeln, und es nicht leiden können, daß der Edle neben ihnen im Lichte stehe und glänze. Daher suchen sie seinen Glanz durch Lästerung und allerley böse Kunstgriffe zu verdunkeln. Aber am Ende triumphirt immer das Licht über die Anschläge der Finsterniß, und die Unschuld geht aus dem Kampfe hervor — in neuer Schönheit und Anmuth.

Darum, lieber Sohn, werde du nur gut und edel, dann hast du die Bösen nicht zu scheuen; denn sie können dir so wenig schaden, so wenig ein Gewölke den Glanz des Mondes zu erlöschen vermag.

22. Mensch und Thier.

Die kleine Adelheid hatte einen Blumentopf im Garten, dessen sie pflegte mit besonderem Fleiße. Da erblickte sie eines Tages ein Bienlein, welches sich gerade auf ihren Topf niedergelassen hatte, und Blüthenstaub sammelte.

„Du sollst mir meine schönen Blumen nicht verderben," sprach das Mädchen unwillig, und griff nach dem Vögelein, es zu tödten. Aber die Biene ließ ihren Stachel, und Adelheid schrie, und lief weinend zum Vater, und erzählte ihm den Unfall.

Der Vater nahm ihr den Stachel aus dem verwundeten Finger, und sprach liebreich zu ihr: „Sey itzt nur still, liebes Kind, der Finger wird dir bald nimmer weh thun."

Da sprach Gustav, Adelheids ältester Bruder: „Es ist doch sonderbar, liebster Vater. ein jegliches Thier hat seine eigene Waffen: der Stier hat die gewaltigen Hörner; das Pferd seinen kräftigen Huf, der Hund das scharfe Gebiß, die Katze ihre spitzigen Krallen, sogar das gutmüthige Schaf hat seine dicke breite Stirne, um sich zu wehren. Nur aber der Mensch, das edelste Geschöpf Gottes, ist ganz wehrlos erschaffen, und vermag nicht einmal, was die kleinste Biene vermag."

Eben darum, mein Sohn, antwortete der Vater, weil er das edelste Geschöpf, und Gottes Ebenbild ist. Deßwegen hat er eine **Vernunft**, um jederzeit mit K l u g h e i t und Vorsicht, nach Recht und Gewissen zu handeln, und sich so zu bewahren vor Schaden.

Aber sieh doch, liebster Vater, erwiederte Gustav, wenn auch ein Mensch immer handelt nach Recht und mit Vorsicht, so giebt es doch überall böse und feindselige Leute, die ihn deßohngeachtet schmähen, und ihm allerley Uebel zufügen.

Geschieht dieses, mein Kind, sagte darauf der Vater, so soll der Mensch gerade alsdann in seiner

Würde dastehen, und offenbaren, daß er sey ein Bild Gottes auf Erde.

Denn darum hat er nebst der Vernunft auch ein Herz, zu verzeihen seinem Beleidiger, und Freunde und Feinde zu lieben, gleichwie Gott liebet die Guten und Bösen. Darum hat er die beredte Zunge, zu segnen, die ihm fluchen, zu trösten die Trauernden, und der Wahrheit und Unschuld das Wort zu sprechen.

Darum hat er eine Hand, zu geben und wohl zuthun allen, die seiner Hülfe begehren. Und wenn seine Hand nichts zu spenden vermag, so hat er doch noch eine Thräne im Auge, zu weinen mit dem Weinenden, und wenigst durch brüderliches Mitleid sein Elend zu lindern.

Dies alles aber, mein Kind, mangelt dem Thiere. Es hat weder eine Vernunft noch ein Herz, weder eine Sprache, noch auch vermag es zu weinen. Es hat nichts, als den blinden Trieb, von dem es gestossen wird, zu thun, was es thut. Deßwegen geht es einher, herniedergesenket zur Erde, und wühlet im Staube; denn es hat keine andere Bestimmung, als einst zu faulen und in Staub verwandelt zu werden. — Dagegen erhebet der Mensch, wie es dem Bilde Gottes geziemet, sein Antlitz freudig zum Himmel, welcher sein Vaterland ist. Und nun, mein Sohn, sprich: willst du die Thiere des Feldes noch ferner um ihre Waffen beneiden?

Ach nein, liebster Vater! antwortete Gustav; sondern ich will nimmer aufhören, dem lieben Gott zu danken, daß ich ein Mensch bin.

23. Das abgerissene Zweig.

Helldorf, ein frommer Land-Edelmann, stand an einem heitern Frühlings Morgen in seinem Garten. Das Gras und die Blumen des Feldes waren wieder erstanden; schon summte die muntere Biene mit emsigen Fleiße umher, die süße Beute zu holen, und die Vögel des Himmels sangen ihr freundliches Lied.

Helldorfs Gemüth war heiter und froh, wie die neue Gestalt der Erde; denn er gedachte mit dankbarem Herzen des reichen Segens, welchen ihm auch seine Fluren versprachen.

— Da kam auf einmal Peter, sein liebreiches Söhnlein, eilig daher gesprungen, und rief: „Lieber Vater! komm nur einmal zu jenem Biernbäumchen dort, komm nur und sieh!“ Der Vater folgte dem Rufe des Knaben, und gieng mit ihm hin zu dem Bäumchen. „Sieh doch, mein Vater, sprach itzt der Knabe, wie das Bäumchen vor lauter Blüthen rundum so schön und so weiß ist; nur dieses Zweig da ist ganz dürr und schwarz, und es hängt auch nicht ein einziges Blüthenknöspleín daran! woher mag denn dieses wohl kommen?“

Der Vater betrachtete das Zweiglein genauer, und sprach dann zum Knaben: „Siehst du denn nicht, liebes Kind, daß das Zweig los ist von seinem Stamme, nur noch mit der äußersten Rinde daran hängt? Sieh, darum ist es so schwarz und erstorben; denn jegliches Zweig, das von seinem Stamme getrennt wird, ist todt, und lebendig ist es nur so lang, als es mit seinem Stamme vereint bleibt.

Also, mein Sohn, verhält es sich auch mit dem Menschen. Seine Seele ist nur dann wahrhaft lebendig, wenn er glaubet an Gott, und durch den Glauben an ihn als mit dem rechten Stamme und der Wurzel innigst vereint ist. Scheidet aber der Mensch sich von Gott, so erstirbt seine Seele; denn „Gott ist das Leben des Geistes, gleichwie der Geist das Leben des Leibes ist."

Nun, liebes Kind, begreifest du itzt, warum dieses einige Zweiglein nicht blühet?

„Ach ja, liebster Vater, antwortete der Knabe; denn ein todtes Zweig kann ja nimmermehr blühen."

„Ja wohl, mein Sohn, erwiederte itzo der Vater, und so wenig das todte Zweig zu grünen und zu blühen im Stande ist, so wenig kann ein Mensch hoffen und beten, der da geschieden von Gott ist; denn was die Blüthe an dem lebendigen Zweige, das ist in der glaubigen Seele das vertrauensvolle Gebet. Wie sollte auch ein Mensch, der von Gott los ist, zu beten vermögen? Denn da sein Herz nicht von Gott, sondern von der Erde und ihrer Lust voll ist, so vermag es auch nicht, sich aufwärts gegen Himmel zu schwingen; sondern es neiget sich hin, wo sein Schatz ist, und sinket hernieder zur Erde, wie dieses losgerissene Zweig dürr und kraftlos herabhängt."

Itzt schwieg der Vater, und der Knabe sah ihn an mit bewegtem Gemüthe und sprach: „Wohl habe ich deine Lehren verstanden, mein Vater, und ich begreife es nun, daß das abgerissene Zweig auch keine Früchte zu tragen vermag."

„Wie könnte es auch, antwortete der Vater, ohne die Blüthe, eine einzige Frucht bringen? Und eben so wenig, mein Sohn, kann ein Mensch, der da, weggewendet von Gott ohne Glauben und Gebet, wandelt, edle Thaten vollbringen; die da für die Ewigkeit gelten. Denn was die Frucht an dem lebendigen Zweig ist, das sind in der glaubigen Seele fromme, Gott wohlgefällige Thaten.

Sieh also, mein Sohn, gleichwie dir das todte abgerissene Zweig ein Bild ist des bösen, von Gott geschiedenen Sinnes: so sey dir das blühende Bäumchen ein Bild des frommen, gläubigen Menschen.

Fest mit seinem Stamme und der Wurzel verbunden erhebet das Bäumchen sein Haupt zu dem Himmel, und bringet hervor die schöne köstliche Blüthe, und die köstliche Blüthe gestaltet sich bald zur edelsten Frucht.

Also ist auch der glaubige Mensch mit seinem Gott, als dem Stamm und der Wurzel, innigst verbunden, und er stehet da fest und gewaltig, und erhebet sein Herz und sein Antlitz froh und freudig zum Himmel, und vollbringet in Treue Gott wohlgefällige Thaten; denn es erzeugen lebendiges Glauben und Hoffen die Werke der heiligen Liebe. Peter nahm alle diese Worte des Vaters zu Herzen, und so oft er hernach das Birnbäumchen ansah, dachte er in seinem Gemüthe: „Wäre ich, o Bäumchen, dir gleich!!

24. Das Kreuz.

Paul Schnitzer war ein Bauersmann in den Rheingegenden. Er hatte die Jahre seines Lebens

allezeit in Glück und Segen gelebet; denn er verstand die Wirthschaft des Feldes, und war dabey fromm von ganzem Herzen. Er kannte keine größere Freude, als an Feyerabenden in den heiligen Schriften, oder in irgend einem andern nützlichen Buche zu lesen; deßwegen wußte er auch klugen Bescheid von geistlichen und weltlichen Dingen zu geben, und die Nachbarn besuchten ihn gerne, und wenn er zu reden begann, da schwiegen alle, und hiengen mit gespannter Aufmerksamkeit an seinem lehrreichen Munde; denn, sagten sie, Gott hat dem Paul die Weisheit ins Herz gegeben. „Eines Abends hatte er seine Aecker besucht, und er war zurückgekehrt zur Heimat voll stillen Vergnügens; denn dicht und schön stand sein Getreide, und die segenschwere Saat hatte sich herniedergeneiget zur Erde.“ Gott Lob! sprach er, als er bey den Seinigen angekommen war, die Zeit der Reife ist da; in zwey Tagen mögen wir die Schnitter hinaussenden zur Ernte!“

Darüber war die Freude der Mutter und Kinder unaussprechlich groß, und sie giengen nun alle mit fröhlichem Herzen zum Nachtessen. Bald aber wurden sie aufgeschreckt durch ferne Donnerstimmen und leuchtende Blitze. Paul gieng zum Fenster, und sah hin in die Ferne. Siehe! da zog ein schweres, schwarzes Gewölke furchtbar heran. Schnelle erhob sich ein Sturmwind; schrecklich heulte er durch die Wälder und Bäume. Auf einmal ergoß sich der Himmel, und es fielen herab dichte Schloßen! Fürchterlich rauschte und klangs auf den Dächern; die Fenster klirrten und sprangen! „Ach mein Gott! seufzte die Mutter, nun ist alles dahin!“ und die Kinder

fürchteten sich sehr. „Seyd ruhig, meine Lieben,“ sprach in stiller Wehmuth der Vater; „denn die Hand Gottes ist über uns!!

Des andern Morgens giengen Männer und Weiber hinaus auf die Felder. „Ach meine Aecker! mein Flachs-Land schrieen da einige. Ach mein Garten! mein Weinberg! jammerten dort andere, und weinten bitterlich; denn es war alles in Grund und Boden geschlagen, und überall ein Gräuel der Verwüstung. Da gesellten sich nach und nach die Männer des Dorfes zu Paul, welcher eben vor einem Feldkreuze stand, das durch den Sturm umgestürzt und in zwey Stücke auseinander gebrochen war. Die Männer aber rangen die Hände und sprachen: „Ach verloren ist nun eines ganzen Jahres mühselige Arbeit! vergebens all der vergossene Schweiß! Die Kindlein daheim und das Gesinde schreyen um Brod, und wir haben nun die Hände leer, und vermögen nimmermehr, ihnen den Hunger zu stillen! Das ist ein Kreuz! sagten die Einen. Ach! das ist ein großes Kreuz! sagten die andern. Nachbar Paul, redete ein Dritter, du hast uns so oft ermuntert in traurigen Tagen; weißt du ein Wort des Trostes in dieser Trübsal: o so verkünde es uns Armen!

Da ermannte sich Paul und sprach: „Lieben Brüder! allerdings ist das Schicksal betrübt, welches uns traf; doch die Wege Gottes sind alle schnurgerade und eben. Er schicket dem Menschen niemal ein Kreuz; das Kreuz machen wir uns immer erst selber!!

Darüber verwunderten sich die Männer und sprachen: Deine Rede ist dunkel, lieber Paul! sag uns

doch dieses mit deutlichen Worten. Und darauf begann Paul: „Sehet ihr da die zwey Balken von dem zerbrochenen Kreuze? Wenn ich nun beyde über- oder nebeneinander lege, in einer und der nämlichen Richtung, so wird ja daraus niemal wieder ein Kreuz. Wird aber der eine über den andern nach der Quere geleget, dann erst entstehet ein Kreuz.

Also verhält es sich auch mit dem göttlichen und menschlichen Willen. Wenn unser Wille allezeit Eins mit dem göttlichen ist — in den Tagen der Trübsal, wie in den Tagen der Freude, und wenn wir uns immer mit kindlichem Herzen in Gottes heilige Fügung ergeben, so werden wir nimmermehr klagen über Leiden und Kreuz. Sobald aber unser fleischlicher Sinn widerstrebet den Anordnungen der göttlichen Weisheit, dann erst liegt uns ein schweres Kreuz auf der Schulter; wir versinken in Unmuth und Trostlosigkeit, und wissen uns nimmer zu helfen.

Darum, lieben Brüder, wollen wir auch in dieser großen Noth niederfallen mit Hiob, und anbethen: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Herr kanns zehenfach wiedergeben; gebenedeyt sey der Name des Herrn!!"

Ja, er sey gebenedeyt! stimmten die gerührten Männer mit ein; denn es lebet ja noch der alte Gott!"

„Wahrlich Er lebet, und speiset die Vögel der Luft, und kleidet die Blumen des Feldes. Er wird auch uns zu versorgen wissen; denn sein Name ist Vater!" — So sprach Paul, und die Männer giengen getröstet, und voll stiller Wehmuth auseinander.

25. Die verpflanzte Blume.

Ernest und Friedrich, eines Edelmanns Söhne, hatten einen gemeinsamen Tugendfreund, Klement mit Namen, welchen ihre Seele liebte, als wäre er ihr dritter Bruder gewesen, und die drey edelmüthigen Jünglinge waren in treuer Freundschaft verbunden, wie ein liebliches Kleeblatt. Da starb aber Klement an einem Fieber, und Ernest und Friedrich versanken in tiefe Trauer und Wehmuth.

Am späten Abende, nachdem Klement begraben worden, waren Ernest und Friedrich mit ihrem Vater im Garten, und saßen in der Laube, wo sie in Gesellschaft ihres Freundes so manche vergnügte Stunde zugebracht hatten. Friedlich schlummerte die ganze Natur, und freundlich blinkte der milde Strahl des Abendsterns durch die Blätter der Laube.

O lieber Vater! sprach endlich Friedrich, wie war doch unser Klement so mild und freundlich — gleich einem Engel des Himmels! und schön wie die lieblichste Blume im Garten Gottes!! Ach! wenn nun diese Blume auf immer dahin wäre! Sie ist nicht auf immer dahin, lieben Kinder! sagte darauf der Vater. Sehet ihr dort jene Blumenpflänzlein im Beete? Saget mir, reißt wohl der Gärtner eines derselben in seiner schönsten Blüthe, aus dem Boden, um es zu verderben, oder unter das Auskehricht zu werfen??

Ach nein! liebster Vater, antworteten die Söhne; sondern er hebet es aus, um es zu setzen in edleres Land, darin es schöner und herrlicher blühe. Nun denn, sprach itzt der Vater; sollte der liebe Gott gegen sein liebstes Geschöpf wohl weniger Weis-

heit und Liebe erzeigen, als ein Gärtner erzeigt gegen die Frucht seines Fleißes?! Hört einmal, ich will euch eine Geschichte erzählen:"

Stand ein Blümlein in dem Garten —
Die Krone aller Blumen-Arten;
Stand, als hätt' es keinen Werth:
Die stille Pracht rühmt jedermann,
Mit Lust blickt sie der Gärtner an.
Der schönen Blume jammert ihn!
Da sorgt er vor mit weisem Sinn,
Daß ihm die vielgeliebte Zierde
Durch Bosheit nicht verderbet würde.
Drum hebet er mit kluger Hand
Sie aus. „Für jenes beßre Land,
Wo du verwelkest nimmermehr,
Bist du schon reif genug!" sprach Er,
Und eilte nun, die Herzensblum'
Zu schützen wie ein Heiligthum.

O! dieser Gärtner, liebster Vater! ist Gott, und das Blümlein ist unser Klement — so sprach Ernest, und eine Thräne stand in seinem Auge. „Ja, lieber Bruder," dort — dort über den Strahlen des Abendsterns blühet er schöner, als hier!!

Ja wohl, sagte darauf der Vater; er blühet schöner, und Gottes Liebe bewahret seine Seele wie ein Heiligthum, bis wir ihn wieder sehen in der Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Die Geschichte aber, sprach nun Ernest, wollen wir ihm auf den Leichenstein hinschreiben, und sie wieder lesen, so oft sich unser Herz nach ihm sehnet.

„Und um sein Grab," so endete Friedrich, „wollen wir Blumen pflanzen, wie einen lieblichen Kranz, der uns jeden neuen Frühling den Trost des Himmels verkünde: Der Mensch ist unsterblich!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwäbl, Franz Xaver,

Kurze und lehrreiche Parabeln ein Lesebuch für die liebe Jugend

Bd.: 1/2

München (1813)

Paed.pr. 3392-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761228-1